



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)



## **OTHERLAND**

Stadt der goldenen Schatten (Band 1)

Fluss aus blauem Feuer (Band 2)

Berg aus schwarzem Glas (Band 3)

Meer des silbernen Lichts (Band 4)

TAD WILLIAMS, geboren 1957 in Kalifornien, ist Bestsellerautor und für seine epischen Fantasy- und Science-Fiction-Reihen, darunter »Otherland«, »Shadowmarch«, und »Das Geheimnis der Großen Schwerter« bekannt. Seine Bücher, die Genres erschaffen und bisherige Genre-Grenzen gesprengt haben, wurden weltweit mehrere zehn Millionen Male verkauft.

TAD WILLIAMS

# OTHER LAND

BAND 3

BERG AUS  
SCHWARZEM GLAS

Aus dem Englischen übersetzt  
von Hans-Ulrich Möhring

KLETT-COTTA

Der vorliegende Text, welcher erstmals 2000 übersetzt erschienen ist, enthält diskriminierende Begriffe und Zuschreibungen, die heute nicht mehr verwendet werden. Oft sind diese Begriffe und Zuschreibungen literarisch als Haltung handelnder Personen oder als generelles Klischee kontextualisiert. Aus Gründen der sprachlichen Authentizität und um Urheberrechte nicht zu verletzen, haben wir auf tiefgehende Eingriffe in die Übersetzung verzichtet.

Hobbit Presse

[www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)

J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: [produktsicherheit@klett-cotta.de](mailto:produktsicherheit@klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Otherland 3.

Mountain of Black Glass« im Verlag DAW Books, New York

© 1999 by Tad Williams

Für die deutsche Ausgabe

© 2000, 2026 by J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes

für Text und Data Mining i.S.v. §44b UrhG vorbehalten

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg

unter Verwendung der Daten des Originalverlags,

Illustration: © Michael Whelan

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-96733-3

Ihr wisst ja, wem dieses Buch gewidmet ist,  
auch wenn er es immer noch nicht weiß.

Mal sehen, mit ein bisschen Glück  
können wir die Sache vielleicht  
bis zum letzten Band geheim halten.

# INHALT

Was bisher geschah . . . . .	9
Vorspann . . . . .	25

## Eins > In Träumen gefangen

1 Fremde unter sich . . . . .	53
2 Ein antiker Ton . . . . .	78
3 Der Sitz des Teufels . . . . .	95
4 Heikle Bodenverhältnisse . . . . .	112
5 Als Tourist in Madrikhor . . . . .	133
6 Qual der Wahl . . . . .	159
7 Krieg im Himmel . . . . .	181
8 Das Haus . . . . .	205

## Zwei > Engel und Waisen

9 Augen aus Stein . . . . .	239
10 Gottes einzige Freunde . . . . .	263
11 Quarantäne . . . . .	286
12 Der unheimliche Gesang . . . . .	309
13 Die Molkerei . . . . .	333
14 In Banditenhand . . . . .	349
15 Warten auf den Exodus . . . . .	370

## Drei > Scherben

16 Freitagabend am Ende der Welt . . . . .	401
17 Die Madonna der Fenster . . . . .	427
18 Träume in einem toten Land . . . . .	448
19 Von einem Herzschlag zum nächsten . . . . .	466
20 Beim Elefanten . . . . .	490
21 Das Turritorium . . . . .	510
22 Wäsche wider Willen . . . . .	534
23 Dem Wind überlassen . . . . .	553
24 Ernste Spiele . . . . .	582

25	Ein Job zu ungewöhnlichen Konditionen . . . . .	601
26	Vor der Schlacht . . . . .	617

#### Vier > Sonnenuntergang auf den Mauern

27	Unterwegs nach Hause . . . . .	641
28	Ein Obolos für Persephone . . . . .	661
29	Fahrten ins Ungewisse . . . . .	687
30	Spielball der Götter . . . . .	715
31	Die Stätte, wo sie ruhen . . . . .	743
32	Das Trojanische Pferd . . . . .	762
33	Ein Stück des Spiegels . . . . .	789
34	In Ewigkeit. . . . .	819
35	Der Weiße Ozean . . . . .	848

Ausblick . . . . .	856
--------------------	-----

Dank . . . . .	860
----------------	-----



# WAS BISHER GESCHAH

## STADT DER GOLDENEN SCHATTEN

Klatschnass im Schützengraben, nur dank seiner Kameraden *Finch* und *Mullet* vor Todesangst noch nicht völlig verrückt geworden, scheint sich *Paul Jonas* von den Tausenden anderer Infanteristen im Ersten Weltkrieg nicht zu unterscheiden. Doch als er sich unversehens auf einem leeren Schlachtfeld wiederfindet, allein bis auf einen in die Wolken wachsenden Baum, beschleicht ihn der Verdacht, er könnte doch verrückt sein. Als er den Baum emporklettert und oben ein Schloss in den Wolken, eine Frau mit Flügeln wie ein Vogel und ihren schrecklichen riesenhaften Wächter entdeckt, scheint sich der Verdacht zu bestätigen. Doch als er im Schützengraben wieder aufwacht, hält er eine Feder der Vogelfrau in der Hand.

In Südafrika in der Mitte des Einundzwanzigsten Jahrhunderts hat *Irene »Renie« Sulaweyo* ihre eigenen Probleme. Renie ist Dozentin für Virtualitätstechnik, und ihr neuester Student, ein junger Mann namens *!Xabbu*, gehört zum Wüstenvolk der Buschleute, denen die moderne Technik eigentlich zutiefst fremd ist. Zuhause übernimmt Renie die Mutterrolle für ihren kleinen Bruder *Stephen*, der begeistert die virtuellen Teile des weltweiten Kommunikationsnetzwerks – des »Netzes« – durchforscht, und verbringt ihre wenige freie Zeit damit, ihre Familie zusammenzuhalten. Ihr verwitweter Vater *Long Joseph* scheint sich nur dafür zu interessieren, wo er was zu trinken herbekommt.

Wie die meisten Kinder fühlt sich *Stephen* vom Verbotenen magisch angezogen, und obwohl Renie ihn schon einmal aus einem gruseligen virtuellen Nachtclub namens *Mister J's* gerettet hat, schleicht er sich abermals dort ein. Bis Renie herausfindet, was er getan hat, liegt *Stephen* schon im Koma. Die Ärzte können es nicht erklären, aber Renie ist sich sicher, dass ihm irgendetwas online zugestoßen ist.

Der US-Amerikaner *Orlando Gardiner* ist nur wenig älter als Renies Bruder, aber er ist ein Meister in mehreren Netzdomänen und verbringt wegen einer schweren Krankheit, an der er leidet, die meiste Zeit in der Online-Identität von *Thargor*, einem Barbarenkrieger. Doch als Orlando mitten in einem seiner Abenteuer auf einmal das Bild einer goldenen Stadt erblickt, die alles übertrifft, was er jemals im Netz gesehen hat, vergisst er darüber seine gefährliche Situation, so dass seine Thargorfigur getötet wird. Trotz dieses schmerzlichen Verlusts kann Orlando sich der Anziehung der goldenen Stadt nicht entziehen und mit der Unterstützung seines Softwareagenten *Beezle Bug* und der widerwilligen Hilfe seines Online-Freundes *Fredericks* ist er entschlossen, die goldene Stadt aufzuspüren.

Auf einem Militärstützpunkt in den Vereinigten Staaten stattet unterdessen ein kleines Mädchen namens *Christabel Sorensen* ihrem Freund *Herrn Sellars*, einem sonderbaren, von Verbrennungen entstellten alten Mann, heimlich Besuche ab. Ihre Eltern haben ihr das verboten, aber sie hat den alten Mann und die Geschichten, die er erzählt, gern, und er erscheint ihr viel eher bedauernswert als furchterregend. Sie weiß nicht, dass er sehr ungewöhnliche Pläne mit ihr hat.

Je besser Renie den Buschmann !Xabbu kennen und seine freundliche Ausgeglichenheit wie auch seinen Außenseiterblick auf das moderne Leben schätzen lernt, desto mehr wird er ihr zum Vertrauten, als sie sich aufmacht, herauszufinden, was mit ihrem Bruder geschehen ist. Sie und !Xabbu schmuggeln sich in Mister J's ein. Die Art, wie sich die Gäste in dem Online-Nachtclub in allen möglichen virtuellen Widerwärtigkeiten suhlen, bestätigt zwar ihre schlimmsten Befürchtungen, aber zunächst sieht es nicht so aus, als hätte etwas ihren Bruder körperlich schädigen können – bis sie beide eine grauenhafte Begegnung mit der hinduistischen Todesgöttin Kali haben. !Xabbu erliegt Kalis raffinierter Hypnose und auch Renie ist kurz davor, doch mit Hilfe einer geheimnisvollen Gestalt, deren simulierter Körper (»Sim«) eine gesichtslose weiße Leere ist, gelingt es ihr, sich selbst und !Xabbu aus Mister J's zu befreien. Bevor sie offline geht, übergibt ihr die Gestalt noch Daten in Form eines goldenen Juwels.

Im Ersten Weltkrieg (oder was so aussieht) desertiert Paul Jonas unterdessen von seiner Einheit und versucht, durch das gefährliche Niemandsland zwischen den Linien in die Freiheit zu entkommen. Unter

ständigem Regen und Granatenbeschuss taumelt und robbt er über Schlamm- und Leichenfelder, bis er sich irgendwann in einer gespenstischen Umgebung befindet, einer flachen, nebeligen Leere, die noch unheimlicher ist als sein Schlosstraum. Ein schimmerndes goldenes Licht taucht auf und zieht Paul an, doch bevor er in dieses Leuchten hineingehen kann, erscheinen seine beiden Freunde aus dem Schützengraben und verlangen von ihm, dass er mit ihnen zurückkehrt. Müde und verwirrt will er schon nachgeben, doch als sie näher kommen, erkennt er, dass Finch und Mullet überhaupt nicht mehr wie Menschen aussehen, und er flieht in das goldene Licht.

Der älteste und vielleicht reichste Mensch der Welt im Einundzwanzigsten Jahrhundert heißt *Felix Jongleur*. Rein physisch ist er so gut wie tot und er verbringt seine Tage in einem selbst geschaffenen virtuellen Ägypten, wo er als *Osiris*, der Gott des Lebens und des Todes, alles beherrscht. Sein wichtigster Diener, sowohl in der virtuellen als auch in der realen Welt, ist ein Serienmörder, ein australischer Aboriginemischling, der sich selbst *Dread* nennt, das Grauen, und bei dem zu der Lust daran, Menschen zu jagen, noch eine erschreckende außersinnliche Fähigkeit zur Manipulation elektronischer Schaltungen kommt, mit der er Sicherheitskameras stören und sich überhaupt allen Nachstellungen entziehen kann. Jongleur hat Dread vor Jahren entdeckt, und er hat viel dafür getan, die Kräfte des jungen Mannes zu schulen, und ihn zu seinem hauptsächlichen Mordinstrument gemacht.

Jongleur/Osiris ist auch der Vorsitzende einer Gruppe, der einige der mächtigsten und reichsten Leute der Welt angehören, der *Gralsbruderschaft*. Diese Gruppe hat sich ein unvergleichliches virtuelles Universum errichtet, das Gralsprojekt, auch Otherland oder Anderland genannt. (Der letztere Name kommt von einem Wesen, das als der »Andere« bezeichnet wird und das im Gralsprojekt-Netzwerk eine zentrale Rolle spielt. Diese mächtige Kraft, ob künstliche Intelligenz oder eine noch rätselhaftere Erscheinung, ist weitgehend unter Jongleurs Kontrolle, zugleich aber das Einzige auf der Welt, wovor sich der alte Mann fürchtet.)

Es gibt innere Streitigkeiten in der Gralsbruderschaft, weil es so lange dauert, bis das geheimnisvolle Gralsprojekt endlich zur Vollen- dung gediehen ist. Alle Mitglieder haben Milliarden darin investiert

und warten schon ein Jahrzehnt ihres Lebens oder noch länger darauf. Angeführt von dem US-Amerikaner *Robert Wells*, dem Präsidenten eines gigantischen Technologiekonzerns, rebellieren einige gegen Jongleurs Vorsitz und seine Politik der Geheimhaltung, zu der es auch gehört, keine Auskünfte über den Andern zu geben.

Jongleur unterdrückt eine Meuterei und befiehlt seinem Lakaien Dread, einen Schlag gegen ein Gralsmitglied in die Wege zu leiten, das bereits aus der Bruderschaft ausgetreten ist.

Nachdem sie mit knapper Not dem virtuellen Nightclub Mister J's enttrinnen konnten, sind Renie und ihr Student !Xabbu fester denn je davon überzeugt, dass zwischen dem Club und Stephens Koma ein Zusammenhang besteht. Doch als Renie das Datenobjekt untersucht, das die geheimnisvolle weiße Gestalt ihr mitgegeben hat, entfaltet es sich zu dem erstaunlich realistischen Bild einer goldenen Stadt. Die beiden bitten Renies frühere Professorin *Doktor Susan Van Bleeck* um Hilfe, aber sie kann das Geheimnis der Stadt nicht lüften, ja nicht einmal mit Sicherheit sagen, ob es sich um einen real existierenden Ort handelt. Die Professorin beschließt, sich an eine Bekannte zu wenden, die möglicherweise helfen kann, eine Rechercheurin namens *Martine Desroubins*. Doch bevor Renie und die schwer aufspürbare Martine Kontakt aufnehmen können, wird Doktor Van Bleeck in ihrem Haus überfallen und furchtbar misshandelt und ihre gesamte Anlage zerstört. Renie begibt sich eilig ins Krankenhaus, doch Susan hat gerade noch Zeit, sie auf die Fährte eines Freundes zu setzen, bevor sie stirbt und eine zornige und entsetzte Renie zurücklässt.

Unterdessen hat Orlando Gardiner, der kranke Teenager in den USA, dermaßen besessen die Spur der goldenen Stadt aufgenommen, die er im Netz gesehen hat, dass sein Freund Fredericks anfängt, sich Sorgen um ihn zu machen. Orlando ist schon immer sehr eigen gewesen – Simulationen von Todeserfahrungen üben auf ihn eine Faszination aus, die Fredericks nicht verstehen kann –, aber jetzt scheint er völlig abzuheben. Als Orlando auch noch in den berühmten Häckerknoten TreeHouse eindringen will, bestätigen sich Fredericks' schlimmste Befürchtungen.

TreeHouse ist der letzte anarchische Freiraum im Netz, ein Ort, wo keine Vorschriften den Leuten diktieren, was sie machen können oder wie sie aussehen müssen. Doch obwohl Orlando TreeHouse fas-

zinierend findet und dort unerwartete Verbündete in der *Bösen Bande* findet, einer Gruppe von Händerkindern, die im virtuellen Raum als Haufen winziger, geflügelter gelber Affen auftreten, erregen seine Versuche, die Herkunft der goldenen Stadt zu ergründen, Verdacht, und er und Fredericks müssen fliehen.

Mit Hilfe von Martine Desroubins sind Renie und !Xabbu derweil ebenfalls in TreeHouse gelandet, weil sie hinter einem alten pensionierten Händer namens *Singh* her sind, Susan Van Bleecks Freund. Als sie ihn finden, erzählt er ihnen, er sei der letzte aus einer Gruppe spezieller Programmierer, die einst das Sicherheitssystem für ein geheimnisvolles Netzwerk mit dem Decknamen »Otherland« bauten, und seine Kollegen seien alle unter merkwürdigen Umständen ums Leben gekommen. Er sei der einzige Überlebende.

Renie, !Xabbu, Singh und Martine kommen zu dem Schluss, dass sie in das Otherlandsystem eindringen müssen, um herauszufinden, welches Geheimnis das Leben von Singhs Kollegen und von Kindern wie Renies Bruder wert ist.

Paul Jonas' Flucht aus den Schützengräben des Ersten Weltkriegs hat nur dazu geführt, dass er jeden Bezug zu Raum und Zeit verloren hat. Weitgehend erinnerungslos irrt er durch eine Welt, in der eine weiße Königin und eine rote Königin sich gegenseitig bekriegen, und wird abermals von den Finch- und Mulletfiguren verfolgt. Mit Hilfe eines Jungen namens *Gally* und beraten von einem umstandskrämerischen, eiförmigen Bischof kann Paul ihnen entkommen, doch seine Verfolger ermorden Gallys Freunde, eine Schar Kinder. Ein riesiges Ungetüm, Jabberwock genannt, lenkt Pauls und Gallys Feinde ab und die beiden springen in einen Fluss.

Als sie wieder an die Oberfläche kommen, sind sie in einer anderen Welt, einer höchst skurrilen Version des Mars, wo sich Ungeheuer und abenteuernde englische Gentlemen tummeln. Paul trifft die Vogelfrau aus seinem Schosstraum wieder, die jetzt *Vaala* heißt, aber diesmal ist sie die Gefangene eines marsianischen Fürsten. Tatkräftig unterstützt von dem tollkühnen *Hurley Brummond* rettet Paul die Frau. Auch sie meint Paul zu kennen, weiß aber nicht, woher. Als die Finch- und Mulletfiguren wieder auftauchen, flieht sie. Bei dem Versuch, sie einzuholen, stürzen Paul und Gally mit einem gestohlenen fliegenden Schiff ab, in das sichere Verderben, wie es scheint. Nach einem seltsamen Traum,

in dem er sich wieder in dem Wolkenschloss befindet und dort von Finch und Mullet in ihrer bislang bizarrsten Erscheinungsform unter Druck gesetzt wird, wacht Paul ohne Gally inmitten von Neandertalern in der Eiszeit auf.

In Südafrika werden Renie und ihre Gefährten unterdessen von Fremden bedroht und müssen die Flucht ergreifen. Mit Hilfe von Martine (die sie noch immer nur als Stimme kennen) finden Renie und !Xabbu, begleitet von Renies Vater und Doktor Van Bleecks Hausangestelltem *Jeremiah Dako*, eine stillgelegte Militärbasis in den Drakensbergen, die ursprünglich für Versuche mit unbemannten Kampfflugzeugen gedacht war. Sie setzen zwei V-Tanks instand (Wannen zur Immersion in die virtuelle Realität), damit Renie und !Xabbu auf unbestimmte Zeit online gehen können, und bereiten ihr Eindringen in Otherland vor.

Auf dem Militärstützpunkt in den USA hingegen lässt sich die kleine Christabel überreden, dem gelähmten Herrn Sellars bei der Ausführung eines komplizierten Plans zu helfen, der sich erst dann als Fluchtversuch herausstellt, als er aus seinem Haus verschwindet und damit den ganzen Stützpunkt (vor allem Christabels Vater, den Sicherheitschef) in helle Aufregung versetzt. Mit dem Beistand eines obdachlosen Jungen von außerhalb hat Christabel ein Loch in den Zaun des Stützpunkts geschnitten, aber nur sie weiß, dass Herr Sellars gar nicht auf diesem Wege geflohen ist, sondern sich in Wirklichkeit in einem Tunnelsystem unter dem Stützpunkt versteckt hält, von wo aus er nunmehr seine mysteriöse »Aufgabe« frei weiterverfolgen kann.

In der verlassenen unterirdischen Militäranlage in den Drakensbergen steigen Renie und !Xabbu in die V-Tanks, gehen online und dringen zusammen mit Singh und Martine in Otherland ein. In einer grauenhaften Begegnung mit dem Andern, der das Sicherheitssystem des Netzwerks zu sein scheint, stirbt Singh an einem Herzanfall, doch die übrigen drei überleben und können zunächst gar nicht glauben, dass sie sich in einer virtuellen Umgebung befinden, so unglaublich realistisch ist das Netzwerk. Noch in anderer Hinsicht ist die Erfahrung merkwürdig. Martine hat zum ersten Mal einen Körper, !Xabbu hat die Gestalt eines Pavians angenommen, und besonders folgenswer ist ihre Entdeckung, dass sie sich nicht wieder offline begeben können. Renie und die anderen erkennen, dass sie in einem artifiziellen südamerika-

nischen Land gelandet sind. Als sie die Hauptstadt erreichen, ist sie die goldene Stadt, nach der sie so lange gesucht haben. Dort werden sie festgenommen und sind jetzt Gefangene von *Bolívar Atasco*, einem Mann, der mit der Gralsbruderschaft zusammenhängt und von Anfang an am Bau des Otherlandnetzwerks mitgewirkt hat.

In den USA hat Orlandos Freundschaft mit Fredericks die Bewährungsprobe zweier Enthüllungen überstanden, nämlich dass Orlando an der seltenen Krankheit der frühzeitigen Vergreisung leidet und nur noch kurze Zeit zu leben hat und dass Fredericks in Wirklichkeit ein Mädchen ist. Sie werden unerwarteterweise von der Bösen Bande an Renies Häckerfreund Singh angekoppelt, als dieser gerade die Verbindung zum Gralsnetzwerk herstellt, und rutschen mit hindurch nach Anderland. Nach ihrer eigenen fürchterlichen Begegnung mit dem Andersn geraten Orlando und Fredericks ebenfalls in die Gefangenschaft Atascos. Doch als sie, zusammen mit Renies Schar und noch anderen, dem großen Mann vorgeführt werden, stellt sich heraus, dass Atasco sie gar nicht zusammengerufen hat, sondern Herr Sellars, und dieser erscheint jetzt in Gestalt des eigenartigen leeren Sims, der Renie und !Xabbu das Entkommen aus Mister J's ermöglichte.

Sellars erklärt, dass er sie alle mit dem Bild der goldenen Stadt angelockt habe – die unauffälligste Methode, die ihm eingefallen sei, da ihre Feinde von der Gralsbruderschaft ungeheuer mächtig und gnadenlos seien. Er berichtet, dass Atasco und seine Frau früher der Bruderschaft angehört, aber austraten, als ihre Fragen zum Netzwerk nicht beantwortet wurden. Dann schildert Sellars, wie er entdeckt habe, dass das geheime Otherlandnetzwerk in einem unerfindlichen, aber nicht zu leugnenden Zusammenhang mit der Erkrankung Tausender von Kindern wie Renies Bruder Stephen stehe. Bevor er das weiter ausführen kann, erstarren die Sims von Atasco und seiner Frau urplötzlich, woraufhin Sellars' Sim verschwindet.

In der wirklichen Welt hat Jongleurs Mordwerkzeug Dread mit dem Angriff auf Atascos befestigte Insel in Kolumbien begonnen und nach der Ausschaltung der Abwehranlagen und der Wachmannschaften beide Atascos umgebracht. Mit seinen besonderen Fähigkeiten – seinem »Dreh« – zapft er daraufhin ihre Datenleitungen an, hört Sellars' Ausführungen mit und gibt seiner Assistentin *Dulcinea Anwin* die Anweisung, eine der bei Atasco online versammelten Personen, zu denen

auch Renie und ihre Freunde gehören, aus der Leitung zu werfen. Damit kann Dread die Identität dieser Person annehmen und sich als getarnter Spion in den Kreis von Renie und ihren Freunden einschleichen.

Sellars taucht noch einmal in der virtuellen Welt der Atascos auf und beschwört Renie und die anderen, in das Netzwerk hinein zu fliehen, er wolle sich unterdessen darum bemühen, ihre Anwesenheit zu verbergen. Sie sollen nach einem Mann namens Jonas Ausschau halten, einem rätselhaften VR-Gefangenen, dem Sellars zur Flucht aus den Klauen der Bruderschaft verholfen hat. Die Gruppe um Renie gelangt aus der Stadt der Atascos hinaus auf den Fluss und von dort durch ein elektrisches blaues Leuchten hindurch in die nächste Simwelt. Gequält und überwältigt von dem Übermaß auf sie einströmender Daten enthüllt Martine schließlich Renie ihr Geheimnis: Sie ist blind.

Ihr Schiff ist ein riesiges Blatt geworden. Eine Libelle von der Größe eines Düsenjägers saust über sie hinweg.

In der wirklichen Welt können Jeremiah und Renies Vater Long Joseph in ihrem Stützpunkt im Berg nur passiv die stummen V-Tanks beobachten, sich grämen und warten.

## FLUSS AUS BLAUEM FEUER

*Paul Jonas* irrt weiterhin ziellos durch Raum und Zeit. Er hat sein Gedächtnis zu einem großen Teil wiedererlangt, aber die letzten paar Jahre seines Lebens sind und bleiben dunkel. Er hat keine Ahnung, wieso er von einer Welt in die nächste gerät, ständig verfolgt von den beiden Kreaturen, die er als *Finch* und *Mullet* kennt, und er weiß nach wie vor nicht, wer die geheimnisvolle Frau ist, die ihm immer wieder begegnet, mitunter auch im Traum.

Nachdem er um ein Haar ertrunken wäre, wacht er in der Eiszeit bei einem Stamm von Neandertalern auf. Die Frau erscheint ihm abermals im Traum und erklärt ihm, um zu ihr zu gelangen, müsse er »einen schwarzen Berg, der bis zum Himmel reicht«, finden.

Nicht allen Höhlenmenschen ist der ungewöhnliche Fremde willkommen; einer geht auf ihn los, und der gewalttätige Streit endet damit, dass Paul in der eisigen Wildnis ausgesetzt wird. Er überlebt



einen Angriff pferdegroßer Höhlenhyänen, doch er bricht im Eis ein und stürzt ein weiteres Mal in den Fluss.

Andere schlagen sich genauso mühsam und qualvoll durch wie Paul, auch wenn sie etwas besser Bescheid wissen. *Renie Sulaweyo* war ausgezogen, um mit ihrem Freund und früheren Studenten *!Xabbu*, einem Buschmann aus dem Okawangodelta, hinter das Geheimnis um das Koma ihres Bruders *Stephen* zu kommen. Zusammen mit der blinden Rechercheurin *Martine Desroubins* ist es ihnen gelungen, in Otherland einzudringen, in das größte und fantastischste VR-Netzwerk der Welt, gebaut von einem verschworenen Kreis mächtiger Männer und Frauen, die sich selbst die *Gralsbruderschaft* nennen. Mit dem rätselhaften *Herrn Sellars* als Drahtzieher im Hintergrund lernt Renie andere von den Machenschaften der Gralsbruderschaft betroffene Personen kennen – *Orlando Gardiner*, einen todkranken Teenager, und seinen Freund *Sam Fredericks* (in Wirklichkeit ein Mädchen, wie Orlando erst kürzlich herausgefunden hat), eine Frau namens *Florimel*, einen schrillen Vogel, der sich *Sweet William* nennt, eine chinesische Großmutter namens *Quan Li* und einen mürrischen jungen Mann in einem futuristischen Panzeranzug, der das Handle *T4b* führt. Aber irgendetwas hält sie innerhalb des Netzwerks fest, und die neun Schicksalsgenossen sind gezwungen, auf einem Fluss aus blauem Feuer, der durch sämtliche Simulationswelten von Anderland fließt, von einem virtuellen Environment ins nächste zu fliehen.

In der Simwelt, in die sie zuerst geraten, sieht es weitgehend genauso aus wie in der Realität, nur dass Renie und ihre Gefährten weniger als ein Hundertstel ihrer normalen Größe haben. Ihnen droht Gefahr von den dort vorkommenden Insekten und auch von größeren Tieren wie Fischen und Vögeln, und die Mitglieder der Gruppe werden getrennt. Renie und *!Xabbu* werden von Wissenschaftlern gerettet, die die Simulation dazu benutzen, das Insektenleben aus einer ungewöhnlichen Perspektive zu erforschen. Bald darauf stellen die Wissenschaftler fest, dass sie genau wie Renie und *!Xabbu* online gefangen sind. Renie und *!Xabbu* begegnen einem merkwürdigen Mann namens *Kunohara*, dem Besitzer der Insektensimulation, der aber angibt, der Gralsbruderschaft nicht anzugehören. Kunohara frappt sie mit undurchsichtigen Rätseln, dann verschwindet er. Als ein Schwarm (im Vergleich zu ihnen gigantischer) Treiberameisen die Forschungsstation angreift, kommen

die meisten Wissenschaftler ums Leben und Renie und !Xabbu können nur knapp einer ungeheueren Gottesanbeterin entkommen.

Als sie in einem der Flugzeuge der Insektenforscher zum Fluss zurück fliehen, erblicken sie Orlando und Fredericks, die auf einem Blatt den Fluss hinuntertreiben. Bei dem Versuch, sie zu retten, passieren Renie und !Xabbu gleichzeitig mit ihnen das Gateway auf dem Fluss, aber die beiden Paare landen in verschiedenen Simulationen.

Unterdessen werden in der wirklichen Welt außerhalb des Netzwerks noch andere Leute in das immer weitere Kreise ziehende Rätsel um Otherland verstrickt. *Olga Pirofsky*, Darstellerin in einer Kindersendung im Netz, leidet auf einmal an furchtbaren Kopfschmerzen. Sie hat den Verdacht, es könnte einen Zusammenhang mit ihrer Online-Tätigkeit geben und auf der Suche nach der Ursache ihrer Beschwerden erfährt sie von der anscheinend netzbedingten Erkrankung, die so viele Kinder (unter anderem Renies Bruder) befallen hat. Olgas Nachforschungen erregen auch die Aufmerksamkeit des Rechtsanwalts *Catur Ramsey*, den die Eltern von Fredericks wie auch die von Orlando beauftragt haben, Ermittlungen über die Krankheit anzustellen, da in der wirklichen Welt beide Teenager seit ihrem Eintritt in das Otherlandnetzwerk im Koma liegen.

John Vulgaru, der sich selbst *Dread* nennt und das Morden als eine Art Hobby betreibt, hat sich als ein schlagkräftiges, wenn auch nicht hundertprozentig loyales Instrument des unerhört reichen *Felix Jongleur* erwiesen, des Vorsitzenden der Gralsbruderschaft (der die meiste Zeit in seiner ägyptischen Simulation verbringt, maskiert als der Gott Osiris). Doch durch die Ermordung eines ehemaligen Mitglieds der Bruderschaft auf Jongleurs Befehl hat Dread von der Existenz des Otherlandnetzwerks Wind bekommen und sogar einen der Sims aus Renies herumirrendem Häuflein gekapert. Während sein Herr und Gebieter Jongleur mit den letzten Vorbereitungen für die volle Inbetriebnahme des Otherlandnetzwerks beschäftigt ist – dessen wahrer Zweck weiterhin nur der Bruderschaft bekannt ist –, geht Dread diesem neuen und faszinierenden Rätsel nach. Als Spion unter Sellars' Rekruten zieht Dread jetzt durch das Netzwerk und versucht seine Geheimnisse zu ergründen. Doch anders als für Sellars' bunt zusammengewürfelte Truppe ist Dreads Leben nicht in Gefahr: Er kann offline gehen, wann er will. Er heuert eine Softwarespezialistin namens *Dulcy Anwin* an,

damit sie im Wechsel mit ihm den gekidnappten Sim führt. Ihr Boss fasziniert Dulcy, aber er verunsichert sie auch und sie fragt sich, ob sie mehr für ihn empfindet, als ihr lieb ist.

In Australien kommt derweil ein Stück von Dreads Vergangenheit ans Licht. Eine Polizistin namens *Calliope Skouros* bemüht sich, einen scheinbar völlig alltäglichen Mordfall aufzuklären. Einige der Brutalitäten, die an der Leiche des Opfers verübt wurden, weisen auf eine australische Sagengestalt hin, den sogenannten Woolagaroo. Die Polizistin kommt zu der Überzeugung, dass irgendein Zusammenhang zwischen uraustralischen Mythen und dem von ihr bearbeiteten Mord an der jungen Frau besteht.

Im Otherlandnetzwerk befinden sich Renie und !Xabbu nunmehr in einer völlig pervertierten Version des *Zauberers von Oz*, deren trostloser Schauplatz Kansas ist, genau wie am Anfang der echten Geschichte. Die Otherlandsimulationen scheinen zusammenzubrechen, auf jeden Fall werden sie immer chaotischer. Auf der Flucht vor den mörderischen Nachstellungen des Löwen und des Blechmanns – die offenbar Paul Jonas' Finch und Mullet in abermals verwandelter Gestalt sind – finden Renie und !Xabbu unerwartete Verbündete in der jungen und naiven *Emily 22813* und einem wortkargen Zigeuner, der sich *Azador* nennt. Emily gesteht ihnen später, dass sie schwanger ist, und gibt Azador als Vater an. Sie können aus Kansas entkommen, nachdem sie während eines der immer häufiger auftretenden »Systemspasmen« von Azador getrennt wurden, aber zu ihrer Überraschung wechselt Emily (die sie für Software gehalten haben) mit ihnen in die nächste Simulation über.

Orlando und Fredericks sind in einer sehr merkwürdigen Welt gelandet, einer Küche aus einem alten Zeichentrickfilm, bevölkert von Wesen, die Warenetiketten und Besteckschubladen entsprungen sind. Sie helfen einem indianischen Comic-Krieger bei der Suche nach seinem entführten Kind und nach einem Kampf mit Comic-Piraten und der Begegnung mit einer weissagenden Schlafenden und einer unerklärlichen Kraft – bei denen es sich in Wirklichkeit um Paul Jonas' geheimnisvolle Frau und das offenbar empfindungsfähige Betriebssystem des Netzwerks, den sogenannten *Andern*, handelt – gelangen sie aus der Küche in eine Simulation, die das alte Ägypten darzustellen scheint.

In der Zwischenzeit haben ihre vormaligen Weggefährten, die

blinde Martine und der Rest der von Sellars herbeigerufenen Schar, den Weg aus der Insektenwelt in eine Simulation gefunden, in der der Fluss nicht aus Wasser, sondern aus Luft besteht und deren vorzeitig wirkende Bewohner auf Windströmungen fliegen und an senkrechten Steilwänden in Höhlen hausen. Martine und die anderen nennen den Ort Aerodromien und obwohl sie sich anfangs nicht recht trauen, stellen sie bald fest, dass auch sie fliegen können. Eine Gruppe Eingeborener lädt sie ein, in das Lager des Stammes mitzukommen.

Paul Jonas findet sich nach der Eiszeit in einer sehr anderen Umgebung wieder. Beim Anblick der vertrauten Wahrzeichen Londons glaubt er zunächst, er sei zu guter Letzt doch noch heimgekehrt, bald aber muss er erkennen, dass er stattdessen durch ein England irrt, das durch einen Angriff vom Mars fast vollkommen zerstört wurde – tatsächlich handelt es sich um den Schauplatz von H.G. Wells' *Krieg der Welten*. Paul begreift, dass er nicht nur an Orte gelangt, die räumlich und zeitlich weit voneinander entfernt sind, sondern auch in rein fiktive Welten. Er lernt ein absonderliches Ehepaar kennen, die *Pankies*, die zunächst seine Verfolger Finch und Mullet in einer neuen Maske zu sein scheinen, aber keine Anstalten machen, ihm etwas zuleide zu tun. (Paul wird auch von einem speziellen Softwareprogramm namens *Nemesis* gejagt, doch das ist ihm noch nicht bewusst.) Als Paul und die Pankies nach gemeinsamer Flussfahrt in Hampton Court Halt machen, wird Paul von einem Fremden in das dortige Labyrinth geführt und in dessen Zentrum durch ein Gateway aus strahlendem Licht geschubst.

Auf der anderen Seite findet sich Paul in der Landschaft von Coleridges berühmtem Gedicht »Xanadu« wieder und der Mann, der ihn dort hinfördert hat, stellt sich als *Nandi Paradivasch* vor. Nandi ist Mitglied im sogenannten *Kreis*, einem Bund, der die Gralsbruderschaft bekämpft. Paul erfährt endlich, dass er weder verrückt ist noch in eine andere Dimension katapultiert wurde, sondern dass er ein Gefangener in einem unglaublich realistischen Simulationsnetzwerk ist. Aber Nandi hat keine Ahnung, weshalb die Bruderschaft an Paul – der in einem Museum tätig war und sein früheres Leben als sehr unspektakulär in Erinnerung hat – ein derartiges Interesse haben könnte, dass sie ihn durch ganz Anderland hetzt. Nandi eröffnet ihm auch, dass alle Simulationen, in denen Paul bisher war, einem einzigen Mann gehören – Felix Jongleur, dem Vorsitzenden der Gralsbruderschaft. Bevor Nandi

ihm noch mehr erzählen kann, müssen sie sich notgedrungen trennen: Nandi wird von Kublai Khans Soldaten verfolgt, Paul fährt durch ein weiteres Gateway in die nächste Simwelt.

In der wirklichen Welt geht es nicht weniger abenteuerlich zu. Renies und !Xabbus physische Körper befinden sich in speziellen Virtualitätstanks in einer aufgelassenen südafrikanischen Militärbasis, wo *Jeremiah Dako* und Renies Vater *Long Joseph Sulaweyo* auf sie aufpassen. Von Langweile und Depressionen gequält stiehlt sich Long Joseph heimlich aus dem Stützpunkt, um Renies Bruder Stephen besuchen zu gehen, der weiterhin in einem Durbaner Krankenhaus im Koma liegt; Jeremiah bleibt allein im Stützpunkt zurück. Doch als Joseph beim Krankenhaus ankommt, wird er mit vorgehaltener Waffe in einem Wagen entführt.

Der mysteriöse Herr Sellars lebt ebenfalls auf einem Militärstützpunkt, allerdings in den Vereinigten Staaten. *Christabel Sorensen* ist ein kleines Mädchen, dessen Vater Sicherheitschef des Stützpunkts ist und das trotz ihrer jungen Jahre ihrem Freund Sellars dabei geholfen hat, dem Hausarrest zu entfliehen, in dem ihr Vater und andere ihn seit Jahren halten. Sellars versteckt sich in alten Tunneln unter dem Stützpunkt, wobei ihm nur der obdachlose Straßenjunge *Cho-Cho* Gesellschaft leistet. Christabel kann den Jungen nicht ausstehen. Sie sorgt sich um die Sicherheit des gebrechlichen Herrn Sellars und wird von Schuldgefühlen gepeinigt, weil sie genau weiß, dass ihre Eltern böse wären, wenn sie von ihrem Tun erfahren würden. Doch als ihre Mutter sie dabei ertappt, wie sie sich mit Herrn Sellars über eine eigens für sie modifizierte Brille unterhält, sitzt Christabel zuletzt wirklich in der Patsche.

Martine, Florimel, Quan Li, Sweet William und T4b genießen es, in Aerodromien fliegen zu können, doch die Situation wird ungemütlich, als ein junges Mädchen des Stammes entführt wird. Martine und die Übrigen wissen es nicht, aber das Mädchen ist von Dread, weiterhin getarnt als einer von Martines vier Gefährten, weggeschleppt, gepeinigt und ermordet worden. Die Aerodromier geben den Fremden die Schuld an dem Verschwinden und werfen sie allesamt in ein stockdunkles Höhlenlabyrinth, die »Stätte der Verlorenen« genannt, wo sie von unerklärlichen, unheimlichen Wesen umdrängt werden, die Martine mit ihrer gesteigerten nichtvisuellen Wahrnehmungsfähigkeit besonders

erschreckend findet. Die Phantome sprechen alle mit einer Stimme von dem »Einen, der Anders ist«: Er habe sie im Stich gelassen, statt sie, wie versprochen, über den »Weißen Ozean« zu bringen. Die Stimmen nennen auch alle aus Martines Schar bei ihrem richtigen Namen. Alle sind verblüfft und erschrocken und merken erst nach einer Weile, dass Sweet William verschwunden ist – um das schuldbeladene Geheimnis seiner wahren Identität zu verbergen, meinen sie. Etwas Gewaltiges und Ungeheures – der Andere – dringt urplötzlich in die lichtlose Stätte der Verlorenen ein, und Martine und die anderen fliehen vor seiner grauenenerregenden Nähe. Martine sucht verzweifelt nach einem der Gateways, damit sie aus der Simulation herauskommen, bevor der Andere oder der Verräter Sweet William ihnen etwas tun kann.

Zur gleichen Zeit entdecken Orlando und Fredericks, dass die ägyptische Simulation keine originalgetreue historische Nachbildung, sondern eine mythische Version ist. Sie begegnen dem wolfsköpfigen Gott *Upuaut*, der ihnen erzählt, wie er und die ganze Simwelt unter Osiris, dem obersten Gott, zu leiden haben. Leider ist Upuaut kein besonders intelligenter oder zuverlässiger Gott, und er fasst Orlandos Murmeln im Schlaf als göttliche Weisung auf, Osiris zu stürzen – obwohl Orlando lediglich ein Traumgespräch mit seinem Softwareagenten *Beezle Bug* führt, der ihn von der realen Welt aus nur in bestimmten Schlafphasen erreichen kann. Upuaut stiehlt ihr Schwert und ihr Boot und lässt Orlando und Fredericks hilflos in der Wüste zurück. Nach tagelangem Fußmarsch am Nil entlang kommen sie an einen widernatürlichen Tempel, von dem eine schreckliche, unwiderstehliche Kraft ausgeht. Sie können ihr nicht entrinne. In einem Traum wird Orlando von der geheimnisvollen Frau besucht, die auch Paul Jonas immer wieder erscheint, und sie erklärt sich bereit, ihnen beizustehen, doch als sie dem Tempel schon ganz nahe sind, stoßen sie lediglich auf die *Böse Bande*, eine Gruppe ganz kleiner Kinder in der Simgestalt winziger gelber fliegender Äffchen, die sie kurz vor dem Eintritt in das Netzwerk kennen gelernt haben. Orlando kann es nicht fassen, dass das der ganze Beistand sein soll, den die Frau ihnen versprochen hat. Der grauenhafte Tempel zieht sie unablässig näher heran.

Paul Jonas ist aus Xanadu in das Venedig des späten Sechzehnten Jahrhunderts gelangt und trifft plötzlich wieder auf *Gally*, einen Jungen, den er aus einer der früheren Simulationen kennt und mit dem er

eine Zeit lang zusammen war, aber Gally erinnert sich nicht an Paul. Der Junge bringt ihn zu einer Frau namens *Eleanora*, von der er sich Hilfe verspricht; sie kann zwar Gallys fehlende Erinnerungen nicht erklären, aber sie bekennt, dass sie früher in der wirklichen Welt die Geliebte eines kriminellen Bandenbosses war, der dieses virtuelle Venedig als Geschenk für sie bauen ließ. Ihr Liebhaber war ein Mitglied der Gralsbruderschaft, aber starb zu früh, um noch von den Unsterblichkeitsmaschinen profitieren zu können, an denen die Gralsbrüder arbeiten, und lebt nur in Form einer fehlerhaften Kopie fort. Bevor Paul mehr erfahren kann, wird deutlich, dass das grässliche Paar Finch und Mullet – die *Zwillinge*, wie Nandi sie nannte – ihn in Venedig aufgespürt hat: Er muss erneut fliehen, diesmal mit Gally. Doch bevor sie das Gateway erreichen können, das ihre einzige Chance ist, werden sie von den Zwillingen gestellt. Unversehens tauchen auch die Pankies auf, und einen Moment lang stehen sich die beiden spiegelbildlichen Paare gegenüber, aber die Pankies verziehen sich rasch und lassen Paul in der Konfrontation mit den Zwillingen allein. Gally wird getötet und Paul kommt nur knapp mit dem Leben davon. Da er trotz allem weiterhin dem Geheiß der Frau aus seinem Traum in der Eiszeit folgen will, lässt er sich von Eleanora in eine Simulation des antiken Ithaka versetzen, wo er »die Weberin« treffen soll, wie es hieß. Noch immer am Boden zerstört und todtraurig über Gallys Verlust erfährt er, dass er in dieser neuen Simulation der berühmte griechische Held Odysseus und dass die Weberin seine Gattin Penelope ist – die geheimnisvolle Frau in einer neuen Gestalt. Aber wenigstens sieht es so aus, als bekäme er endlich Antwort auf seine Fragen.

Renie, !Xabbu und Emily stellen fest, dass sie aus Kansas in eine noch viel verwirrendere Umgebung geflohen sind, eine Welt, die nicht ganz fertig zu sein scheint und wo es weder Sonne, Mond noch Wetter gibt. Unabsichtlich haben sie Azador einen Gegenstand weggenommen, der wie ein gewöhnliches Feuerzeug aussieht, aber tatsächlich ein Zugangsgerät ist, eine Art Schlüssel zum Otherlandnetzwerk, der einem aus der Gralsbruderschaft gestohlen wurde (General *Daniel Yacoubian*, einem von Jongleurs Rivalen um die Macht). Sie untersuchen das Gerät, um es zum Funktionieren zu bringen, und dabei kann !Xabbu einen Übertragungskanal öffnen und entdeckt am anderen Ende Martine, die in der Stätte der Verlorenen verzweifelt ein Gateway zu finden versucht. Ge-

meinsam gelingt es ihnen, einen Durchgang für Martine und ihre Schar herzustellen, doch als diese in dem Glauben eintreffen, von einem mörderischen Sweet William verfolgt zu werden, stellt sich heraus, dass William seinerseits tödlich verwundet ist und dass der Mörder Dread sich stattdessen hinter der Großmutter Quan Li verbirgt. Nachdem sein Geheimnis gelüftet ist, entkommt Dread mit dem Zugangsgerät, und Renie und die anderen müssen in der befremdlichen Welt bleiben, vielleicht für immer.



## VORSPANN

> Während die Frau sprach, zog die Flamme der Öllampe mehrmals seinen Blick auf sich, und die flackernde Helle kam ihm in diesem ruhigen Raum wie das einzig Wirkliche im ganzen Universum vor. Selbst ihre Augen, die großen dunklen Augen, die er so gut kannte, schienen nur ein Detail aus einem Traum zu sein. Es war beinahe nicht zu glauben, aber dies hier war endlich, ganz ohne Frage, sie. Er hatte sie gefunden.

*Aber so einfach kann es nicht sein, dachte Paul Jonas. Das wäre das erste Mal.*

Und natürlich hatte er recht.

Zuerst hatte es tatsächlich den Anschein, als ob eine lange verschlossene Tür zu guter Letzt doch noch aufgegangen wäre – oder vielmehr als ob Paul, dem das Entsetzen über Gallys Tod immer noch in den Knochen steckte, die Endrunde eines extrem langwierigen und unbegreiflichen Wettkampfs erreicht hätte.

Die Frau des verhinderten Heimkehrers Odysseus, die alle für seine Witwe hielten, vertröstete ihre Freier schon seit geraumer Zeit mit der Ausrede, vor jedem Gedanken an eine neue Vermählung müsse sie erst ihrem Schwiegervater das Leichentuch gewebt haben. Allnächtlich, wenn die Freier betrunken eingeschlafen waren, trennte sie dann die Arbeit des Tages heimlich wieder auf. Darum traf Paul, als er in der Gestalt ihres Mannes zu ihr kam, sie am Webstuhl an. Als sie sich umdrehte, sah er, dass das Motiv des Tuches Vögel waren, hell blickende, schön geflügelte Vögel, jede einzelne Feder ein kleines Wunder aus farbigen Fäden, aber er schaute nicht lange darauf. Die geheimnisvolle Erscheinung, die in so vielen Gestalten und in so vielen Träumen zu ihm gekommen war und die sich an diesem Ort als hoch gewachsene, schlanke Frau im reifen Alter darstellte, stand ihm jetzt wartend gegenüber.

»Es gibt so viel, was wir zu bereden haben, mein lang verschollener Mann – so viel!«

Sie bot ihm ihren Hocker an. Als er sich gesetzt hatte, kniete sie sich mit natürlicher Grazie zu seinen Füßen auf die Steinplatten. Wie alle im Haus roch sie nach Wolle, Olivenöl und Holzrauch, aber darunter war noch ein Duft, den Paul als ihren ureigenen empfand, ein Hauch von Blumigkeit, Körperlichkeit.

Seltsamerweise gab sie ihm keinen Begrüßungskuss, ja rief nicht einmal die Dienerin Eurykleia zurück, um ihrem so lange vermissten Gatten Wein oder Speisen bringen zu lassen, aber Paul war nicht enttäuscht: Antworten auf seine vielen Fragen interessierten ihn viel mehr. Die Lampenflamme flackerte, dann wurde sie still, als ob die Welt den Atem anhielte. Alles an ihr wirkte vertraut, sprach von einem Leben, das er verloren hatte und unbedingt wiedergewinnen wollte. Er wollte sie an sich pressen, aber irgendetwas, vielleicht ihr kühler, ein wenig banger Blick, hielt ihn ab. Er war von den Ereignissen ganz benommen und wusste nicht, wo er anfangen sollte.

»Wie ... wie heißt du?«

»Wie ich heiße? Penelope, du Seltsamer«, sagte sie, und ein Verwunderungsfältchen erschien zwischen ihren Brauen. »Hat dich die Fahrt in das düstere Reich des Todes sogar um dein Gedächtnis gebracht? Das wäre aber sehr traurig.«

Paul schüttelte den Kopf. Den Namen von Odysseus' Gemahlin kannte er, aber er hatte keine Lust, in einem vorgegebenen Szenarium mitzuspielen. »Aber wie heißt du *wirklich*? Vaala?«

Der sorgenvolle Blick verfinsterte sich. Sie beugte sich zurück wie vor einem Tier, das sie jeden Augenblick anspringen konnte. »Bitte, Odysseus, sage mir, was du von mir zu hören wünschst. Ich will dich nicht erzürnen, denn sonst könnte es geschehen, dass deine Seele gar keine Ruhe mehr findet.«

»Seele?« Er streckte die Hand nach ihr aus, doch sie scheute zurück. »Meinst du denn, ich bin tot? Sieh doch, ich lebe! Fass mich an!«

Noch während sie ihm mit einer ebenso anmutigen wie entschlossenen Bewegung auswich, wechselte ihre Miene schlagartig von Furcht zu Verwirrung. Gleich darauf überkam sie eine tiefe Traurigkeit, und ein Blick erschien, der keinen Bezug zu ihren vorherigen Reaktionen zu haben schien. Es war beängstigend mit anzusehen.

»Ich habe dich lange genug mit meinen Frauensorgen aufgehalten«, sagte sie. »Die Schiffe zerren an den Ankertauen. Die Helden Agamemnon und Menelaos und die andern warten ungeduldig, und du musst übers Meer nach dem fernen Troja fahren.«

»Was?« Paul wurde aus dem plötzlichen Stimmungsumschlag nicht schlau. Eben noch hatte sie ihn behandelt, als wäre er das Gespenst ihres Mannes, jetzt wollte sie ihn hopplahopp in den Trojanischen Krieg schicken, der längst aus sein musste – wieso sonst sollten alle so staunen, dass er noch lebte? »Aber ich bin doch gerade zu dir heimgekehrt. Du sagtest, du hättest mir viel zu erzählen.«

Einen Moment lang gefror Penelopes Gesicht, bevor es auftaute und den nächsten, wieder ganz anderen Ausdruck annahm, eine Leidensmaske erzwungener Tapferkeit. Was sie sagte, gab praktisch keinen Sinn. »Bitte, guter Bettler, zwar bin ich sicher, dass Odysseus, mein Gatte, tot ist, aber wenn du mir irgendetwas von seinen letzten Tagen berichten kannst, verspreche ich dir, dass du nie wieder Hunger leiden wirst.«

Ihm war zumute, als stellte sich ein fester Bürgersteig, auf den er zu treten gemeint hatte, als ein sausendes Karussell heraus. »Warte! Ich verstehe nichts von alledem! Kennst du mich denn nicht? Eben hast du noch das Gegenteil gesagt! Wir sind uns in dem Schloss des Riesen begegnet! Dann haben wir uns auf dem Mars wiedergesehen, wo du Flügel hattest! Dort war dein Name Vaala!«

Erst verhärtete sich das Gesicht seiner Frau, die auf einmal nicht mehr seine Frau war, dann aber wurde ihr zorniger Blick milder. »Du Armer«, sagte sie mitfühlend. »Nur einige der vielen Schicksalsschläge zu leiden, die meinen erfindungsreichen Gatten ereilten, hat dich um den Verstand gebracht. Ich werde dir von meinen Mägden ein Bett anweisen lassen, ein wenig abseits, wo die grausamen Freier dir nicht das Leben zur Qual machen. Vielleicht weißt du mir am Morgen verständigere Auskunft zu geben.« Sie klatschte in die Hände, und die greise Eurykleia erschien in der Tür. »Besorge diesem alten Mann einen sauberen Schlafplatz, und gib ihm zu essen und zu trinken!«

»Das kannst du nicht mit mir machen!« Paul beugte sich vor und packte den Saum ihres langen Kleides. Mit einem Auflodern echter Wut fuhr sie zurück.

»Du gehst zu weit! Dieses Haus ist voll von bewaffneten Männern,

die dich nur zu gern umbringen würden, wenn sie hoffen dürften, mich damit zu beeindrucken.«

Er sprang auf und wusste nicht, was er tun sollte. Die ganze Welt schien mit einem Schlag eingestürzt zu sein. »Kannst du dich wirklich nicht an mich erinnern? Vor wenigen Minuten konntest du es noch. Mein wirklicher Name ist Paul Jonas! Sagt dir das gar nichts?«

Penelope entspannte sich, aber ihr förmliches Lächeln war steif, geradezu gequält, und einen Moment lang meinte Paul, hinter ihren Augen ein verängstigtes Wesen flattern zu sehen, einen eingesperrten Vogel, der verzweifelt zu fliehen versuchte. Der Eindruck verblasste; sie winkte ihm zu gehen und wandte sich wieder ihrer Webarbeit zu.

Draußen vor der Tür legte er der alten Frau die Hand auf die Schulter. »Sag mir, kennst *du* mich?«

»Selbstverständlich, Odysseus, selbst in diesen Lumpen und mit deinem grauen Bart.« Sie führte ihn die schmale Stiege ins Erdgeschoss hinunter.

»Und wie lange bin ich weg gewesen?«

»Zwanzig schreckliche Jahre, Herr.«

»Warum denkt meine Frau dann, ich sei jemand anders? Oder dass ich im Begriff sei, nach Troja aufzubrechen?«

Eurykleia schüttelte den Kopf. Sie wirkte nicht übermäßig beunruhigt. »Vielleicht hat der lange Kummer sie krank im Kopf gemacht. Oder vielleicht hat ein Gott ihren Blick umnachtet, so dass sie die Wahrheit nicht sehen kann.«

»Oder vielleicht bin ich einfach verloren«, murmelte Paul. »Vielleicht bin ich dazu verurteilt, ewig umherzuirren.«

Die alte Frau schnalzte mit der Zunge. »Du solltest vorsichtig mit deinen Worten sein, Odysseus. Die Götter hören alles.«

Er lag zusammengerollt auf der gestampften Erde des Küchenfußbodens. Die Sonne war untergegangen, und der kalte Nachtwind vom Meer pffte durch das große, zugige Haus. Die angenehme Wärme des Backofens, die von den Steinen abstrahlte, versöhnte ihn völlig mit der Asche und dem Schmutz um ihn herum, doch selbst die Tatsache, dass er es warm hatte, statt irgendwo draußen frieren zu müssen, war kein großer Trost.

*Denk doch mal nach, sagte er sich. Im Grunde wusstest du genau, dass*

*es nicht so leicht werden würde. Die Dienerin sagte: »Vielleicht hat ein Gott ihren Blick umnachtet.« Könnte es das sein? Irgendein Zauber oder so was? Es gab in dieser Welt so viele Möglichkeiten, und an handfesten Tatsachen wusste er nur das Wenige, was Nandi Paradivasch, mit vielen bewussten Auslassungen, ihm erzählt hatte. Paul war als Kind im Lösen von Rätseln oder in Strategiespielen nie besonders gut gewesen, hatte viel lieber vor sich hingeträumt, jetzt aber verfluchte er dieses Kind, das er gewesen war, für seine Trägheit.*

Aber niemand würde ihm diese Arbeit abnehmen.

Während Paul darüber nachsann, was aus ihm geworden war – eine denkende Figur, vielleicht die einzige auf diesem großen Spielbrett des homerischen Griechenland –, kam ihm, gedämpft und doch mächtig wie ferner Donner, eine Erkenntnis. *Ich gehe das völlig falsch an. Ich denke über diese Simwelt nach, als ob sie real wäre, obwohl sie bloß eine Erfindung ist, ein Spielzeug. Aber ich muss sie als Erfindung begreifen lernen. Welche Spielregeln gelten hier? Wie funktioniert dieses Netzwerk tatsächlich? Warum bin ich Odysseus, und was soll hier mit mir geschehen?*

Er versuchte angestrengt, sich an seinen Griechischunterricht in der Schule zu erinnern. Wenn diese Simwelt sich um die lange Fahrt aus Homers Odyssee drehte, dann konnte das Haus des Königs auf Ithaka nur am Anfang der Geschichte vorkommen, beim Aufbruch des Irrfahrers, oder am Schluss, bei seiner Rückkehr. Und auch wenn dieser Ort noch so realistisch war – wie alle Simwelten, in die es ihn bisher verschlagen hatte –, real war er trotzdem nicht: Vielleicht konnte einfach nicht jede Eventualität einprogrammiert werden. Vielleicht gab es sogar für die Besitzer des Otherlandnetzwerks finanzielle Grenzen. Das würde bedeuten, dass es eine endliche Anzahl von Verhaltensmöglichkeiten geben musste, begrenzt zum Teil dadurch, was die Replikanten verstehen konnten. Irgendwie hatte Pauls Erscheinen hier in der Frau, die derzeit Penelope hieß, verschiedene gegensätzliche Reaktionen ausgelöst.

Aber wenn er widersprüchliche Verhaltensweisen auslöste, warum hatte die Dienerin Eurykleia ihn dann sofort als verkleideten und nach langer Abwesenheit heimgekehrten Odysseus erkannt, ohne ein einziges Mal an dieser Erkenntnis irre zu werden? Damit folgte sie weitgehend der Originalvorlage, sofern er sich auf seine Lektüre vor langer

Zeit verlassen konnte. Warum also sollte die Dienerin richtig reagieren und die Herrin des Hauses nicht?

*Weil sie verschiedenen Kategorien angehören, begriff er. Es gibt in diesen Simulationen nicht bloß zwei Typen von Personen, echte und falsche, es gibt wenigstens noch einen dritten Typ, auch wenn ich nicht weiß, was es damit auf sich hat. Gally war einer von diesem dritten Typ. Die Vogelfrau, Vaala oder Penelope, oder wie sie in Wirklichkeit heißen mag, muss auch eine sein.*

Das klang fürs Erste halbwegs logisch. Die Replikanten, die restlos Teil der Simulationen waren, hatten keinerlei Zweifel daran, wer sie waren oder was um sie herum geschah, und verließen die Welten, für die sie geschaffen worden waren, anscheinend niemals. Im Grunde verhielten sich Reps wie die alte Dienerin so, als ob sie und die Simulationen vollkommen real wären. Sie waren zudem gut programmiert; wie erfahrene Schauspieler gingen sie über Patzer und Unsicherheiten der menschlichen Teilnehmer einfach hinweg.

Am anderen Ende des Spektrums waren sich die richtigen Menschen, die Bürger, immer darüber im Klaren, dass sie sich in einer Simulation befanden.

Aber es gab offenbar noch einen dritten Typ, Figuren wie Gally und die Vogelfrau, die sich von einer Simwelt in die andere bewegen konnten, aber sich dabei in jedem Environment Gedächtnis und Ichidentität in unterschiedlichem Maße bewahrten. Was waren sie also? Gestörte Bürger? Oder weiter fortgeschrittene Reps einer neuen Art, die nicht simulationsspezifisch war?

Da kam ihm ein Gedanke, und selbst die wohlige Wärme vom Backofen konnte nicht verhindern, dass ein eisiger Schauer ihm über den Rücken kroch.

*Gott steh mir bei, das trifft auf Paul Jonas genauso zu wie auf sie. Was macht mich so sicher, dass ich ein richtiger Mensch bin?*

> Die helle Morgensonne über Ithaka drang in fast jeden Winkel des Hauses und scheuchte den inkognito reisenden König nicht lange nach Tagesanbruch von seiner Lagerstatt neben dem Ofen hoch. Paul hatte ohnehin kein Bedürfnis, länger liegen zu bleiben – das Wissen, dass die Küchenmägde virtuell waren, machte ihre giftigen Bemerkungen

über seine Abgerissenheit und Schmutzigkeit auch nicht viel liebenswerter.

Obwohl die alte Eurykleia bereits alle Hände voll damit zu tun hatte, den Wünschen der Freier und des übrigen Hauses nachzukommen, sorgte sie dafür, dass er etwas zu essen erhielt – sie hätte ihm viel mehr gebracht als das Stück Brot und den Becher mit stark verdünntem Wein, die er sich geben ließ, aber er hielt es nicht für klug, bei irgendjemand Neid oder Verdacht zu schüren. Das Behagen, mit dem er das krustige Brot kaute, brachte ihn auf die Frage, wie wohl sein wirklicher Körper ernährt wurde. Jedoch trotz des kärglichen Mahles und seines Bemühens, nicht weiter aufzufallen, berieten sich etliche der Mägde bereits flüsternd darüber, welchen von ihren Favoriten unter Penelopes Freiern sie dazu bewegen sollten, diesen dreckigen Alten aus dem Haus zu jagen. Paul wollte sich nicht mit einem der adligen Schnorrer messen – selbst wenn er die Kraft und Ausdauer bekommen haben sollte, einen dieser strotzenden Recken zu besiegen, war er doch müde und niedergeschlagen und absolut nicht zu weiteren Kämpfen fähig. Um jede Konfrontation zu vermeiden, nahm er seinen Brotkanten und ging hinaus, um an der Steilküste spazieren zu gehen und nachzudenken.

Einerlei, was die Schöpfer dieser Simulation sonst noch im Sinn gehabt hatten, dachte Paul, das wunderbar klare, helle Licht des Mittelmeeres hatten sie jedenfalls hervorragend hingekriegt. Selbst so früh an diesem heißen Morgen sahen die Felsen an der Küste makellos weiß aus wie frisches Papier und reflektierten das Licht derart grell, dass er nicht zu dicht in ihrer Nähe stehen konnte. Obwohl er die Sonne im Rücken hatte, musste er die Augen beschatten.

*Ich muss die Spielregeln lernen*, dachte er, während er den unter ihm kreisenden Möwen zusah. *Nicht bloß für Griechenland, sondern für dieses ganze Netzwerk. Ich muss sie durchschauen, oder ich werde ewig im Dunkeln tappen. Die andere Erscheinungsform von Vaala, die Frau, die zuerst im Traum zu mir gesprochen hat und dann durch das Neandertalerkind, meinte, ich müsse zu einem schwarzen Berg.*

»Er reicht bis zum Himmel«, hatte sie ihm erzählt, »er verdeckt die Sterne. Dort liegen alle Antworten auf deine Fragen.« Doch als er wissen wollte, wie er dort hinkomme, hatte sie geantwortet: »Ich weiß

*es nicht. Doch es kann sein, dass es mir einfällt, wenn du mich findest.»* Und dann hatte die Traumversion von Vaala ihn hierher geschickt, die Frau zu suchen, die allem Anschein nach sie selbst in anderer Gestalt war – aber an dem Punkt setzte die Logik vollkommen aus. Wie konnte es sein, dass sie Bescheid wusste ... und dennoch *nicht* Bescheid wusste? Was mochte das zu bedeuten haben? Es sei denn, seine Vermutung vom Vorabend traf zu und sie war weder ein normaler Mensch noch simuliert, sondern etwas Anderes. Hatte sie vielleicht gemeint, dass sie je nach der Simulation Zugriff auf unterschiedliche Erinnerungen hatte?

*Aber in der Gestalt dieser Penelope scheint sie überhaupt nichts zu wissen, dachte er säuerlich. Sie weiß nicht mal, dass sie nur eine Rolle spielt, weiß nicht, dass sie selbst mich hierher geschickt hat.*

Er bückte sich, hob einen flachen Stein auf und schleuderte ihn in die steife Brise vom Meer; erst Sekunden später platschte er am Fuß des schroffen Kliffs ins Wasser. Der Wind wechselte die Richtung und schubste Paul einen Schritt näher an den Abgrund heran, immer noch in sicherer Entfernung vom Rand, aber doch nahe genug, dass sich sein Unterleib bei dem Gedanken an den langen Sturz zusammenkrampfte.

*Es gibt so vieles, was ich nicht weiß. Kann ich wirklich von etwas sterben, das hier in einer Simulation passiert? Die goldene Harfe meinte, es sei zwar nichts real, aber trotzdem könnte das, was ich sehe, mich verletzen oder töten. Wenn dies alles ein Simulationsnetzwerk ist, hatte sie mit der ersten Behauptung recht, und ich sollte davon ausgehen, dass die zweite ebenfalls stimmt, auch wenn sie nicht sehr vernünftig klingt. Nandi benahm sich jedenfalls so, als ob wir beide in Xanadu in echter Gefahr schwebten ...*

Schrill pfeifende Musik ertönte ein ganzes Stück weit hinter ihm und störte seine Konzentration. Er seufzte. Fragen über Fragen, und nirgends ein Ende abzusehen. Wie war dieser andere griechische Mythos noch mal, von einem vielköpfigen, drachenartigen Ungeheuer – der Hydra? Wenn man ihr einen Kopf abschlug, wuchsen dafür zwei neue nach – erging es ihm nicht ganz ähnlich? Man sollte meinen, das Zusammentreffen mit Nandi und der Venezianerin Eleanora hätte alle Rätsel aufklären müssen, die ihn plagten, aber je mehr Fragen er weghackte, um so schneller ließ er einen dichten Strauß neuer Hydraköpfe sprießen. Es war wie ein verwickelter modernistischer Thriller



über entfesselte Verschwörungstheorien, eine Fabel über die Gefährlichkeit paranoider Wahnvorstellungen.

Die Flöte schrillte abermals, als ob ein Kind seine Aufmerksamkeit gewinnen wollte. Er runzelte die Stirn über die Ablenkung – aber zurzeit war eigentlich *alles* Ablenkung. Selbst die Mitteilungen, die ihm anscheinend helfen sollten, waren dubios. Eine Traumversion von Vaala hatte ihn hierher zu einer anderen Version von ihr geschickt, die ihn nicht kannte. Er hatte einen hilfreichen Hinweis von der goldenen Harfe erhalten, die er im Schloss eines Riesen gefunden hatte, aber dann hatte sie erst wieder in der Eiszeit zu ihm gesprochen, wo sie zu einem Juwel geworden war.

*War das Schloss nun ein Traum oder eine andere Simulation? Und von wem stammt diese Harfenbotschaft überhaupt? Wenn sie von Nandis Leuten stammt – sie sind meines Wissens die Einzigen, die versuchen könnten, einen wie mich zu warnen –, warum hatte dann Nandi noch nie von mir gehört? Und wer ist diese Vogelfrau Vaala, und warum bin ich mir so gottverdammst sicher, dass ich sie kenne?*

Paul holte den letzten Rest Brot aus einer Falte seines zerschlissenen Kittels, kaute und schluckte ihn hinunter und setzte dann seinen Weg auf dem Felsgrat in der ungefähren Richtung der aufdringlichen Flöte fort. Als er dem Pfad bergab folgte, wurde das Spielen von einem lauten und rasch immer lauter werdenden Bellen übertönt. Es war kaum durch seine zerstreuten Gedanken in seine Wahrnehmung gedrungen, als schon vier mächtige Doggen mit weit aufgerissenen roten Mäulern in wilder Jagd den Pfad hinaufgeprescht kamen, aufgeregt und blutrünstig kläffend. In jähem Schrecken blieb er stehen und wich ein paar Schritte zurück, aber der Hang hinter ihm war steil und bot keine Zuflucht, und dass er keine Chance hatte, vor diesen vierbeinigen Monstern davonzulaufen, war ihm klar.

Während er sich bückte und den Boden nach einem Ast abtastete, mit dem er sich wehren und das Unvermeidliche immerhin noch ein wenig hinauszögern konnte, gellte ein lauter Pfiff über den Hügel. Die Hunde hielten etwa zehn Meter vor Paul an und drehten sich wütend bellend auf der Stelle, kamen aber nicht näher. Ein schlanker junger Mann trat weiter unten hinter einem Stein hervor, musterte Paul kurz und pfiff dann noch einmal. Die Hunde zogen sich knurrend zurück, verzichteten sichtlich ungern auf die sichere Beute. Als sie den jungen

Mann erreicht hatten, gab dieser dem vordersten einen leichten Klaps auf die Flanke, und alle trotteten wieder den Hang hinunter. Er winkte Paul, ihm zu folgen, dann setzte er eine Flöte an die Lippen, drehte sich um und schlenderte mit heiterem, wenn auch nicht sehr musikalischem Gefiepe hinter den rasch enteilenden Hunden her.

Paul wusste nicht, was er von alledem halten sollte, aber er hatte nicht vor, jemanden zu kränken, dem so große, angriffslustige Tiere aufs Wort gehorchten. Er ging hinterher.

Ein ebenes Stück Land zwischen den Hügeln kam hinter der nächsten Biegung in Sicht, ein weiter, offener Platz mit wenigen Gebäuden darauf, aber was Paul zunächst für eine zweite große Wohnanlage hielt, etwas primitiver gebaut als der Königssitz auf dem Hügel, stellte sich bald als ein Gehöft heraus, in dem Vieh gehalten wurde, vor allem Schweine, wie es aussah. Ein ausgedehnter ummauerter Bereich war in Koben unterteilt worden, von denen jeder mehrere Dutzend Mutterschweine beherbergte. Einige Hundert weitere lagen draußen vor den Koben auf dem weitläufigen Hof, faul und träge wie reiche Touristen an einem Drittweltstrand.

Der junge Mann mit den Hunden war irgendwohin verschwunden, aber ein leicht hinkender älterer Mann tauchte jetzt aus dem Schatten einer der höheren Mauern auf, die Sandale, die er gerade ausbesserte, noch in der breiten Hand haltend. Sein Bart war fast gänzlich grau, aber sein massiger Oberkörper und seine muskulösen Arme deuteten darauf hin, dass er sich die Kraft seiner jüngeren Jahre zu einem Gutteil bewahrt hatte.

»Komm, Alter«, rief er Paul zu. »Du hast Glück gehabt, dass mein Junge bei den Hunden war, als sie auf dich losgingen. Mich freut es natürlich auch – ich habe hier schon genug Scherereien, und es hätte mir Schimpf und Schande gebracht, wenn sie dich zerrissen und gefressen hätten. Komm, trink einen Wein mit mir, und dabei kannst du mir deine Geschichte erzählen.«

Der Mann und seine Worte stießen irgendeine Erinnerung in Paul an, aber er bekam sie nicht richtig zu fassen. Abermals verfluchte er sich dafür, dass er so unaufmerksam gewesen war, als er Homer gehabt hatte, erst in Cranleigh und dann noch einmal an der Universität.

*Andererseits, woher hätte ich das wissen sollen? Klar, wenn mir damals jemand gesagt hätte: »Hör mal, Jonas, eines Tages wirst du in einer*

*Live-Version der Odyssee landen und dort um dein Leben kämpfen müssen», da hätte ich die Nase wahrscheinlich ein bisschen tiefer in die Bücher gesteckt. Aber wer hätte das ahnen können?*

»Sehr freundlich von dir«, sagte er zu dem Mann, in dem er den Obersauhirten vermutete, den königlichen Hoflieferanten für Schweinefleisch sozusagen. »Ich hatte nicht vor, deine Hunde wütend zu machen. Ich bin leider fremd hier.«

»Fremd? Du bist wohl mit dem Schiff gekommen, das bei der Grotte des Phorkys anlegt? Sei's drum, nur ein Grund mehr. Es soll niemand von Eumaios sagen, er habe einem Fremden nicht die gebührende Gastfreundschaft erwiesen.«

Paul glaubte sicher, den Namen schon einmal gehört zu haben, aber das bloße Wissen, dass er ihn kennen müsste, half ihm nicht im Geringsten.

Die Hütte des Sauhirten war spärlich eingerichtet, aber es war dennoch angenehm, aus der Sonne zu kommen, die schon lange vor Mittag heiß vom Himmel brannte, und keine Staubwolken mehr aufzuwirbeln. Der mit Wasser versetzte Wein, den Eumaios ihm reichte, war ebenfalls willkommen. Paul nahm einen langen Zug, dann noch einen, ehe er sich für eine Unterhaltung gerüstet fühlte.

»So sage mir denn die Wahrheit, Fremder«, begann Eumaios. »Du kommst von dem phäakischen Schiff, das gerade lange genug in der Bucht Halt machte, um sich mit frischem Wasser aus der Quelle einzudecken, ist es nicht so?«

Paul zögerte, dann nickte er. Irgendwas mit den Phäaken war in der Odyssee vorgekommen, so weit reichte seine Erinnerung noch.

»Falls dies dein erster Besuch in Ithaka ist, hast du dir einen schlechten Zeitpunkt dafür ausgesucht.« Eumaios rülpste und rieb sich den Bauch. »Zu andern Zeiten hätte ich dir ein Mastschwein vorsetzen können, aber gegenwärtig kann ich nur ein Ferkel erübrigen, und ein mageres und kleines obendrein. Die Freier, die sich im Hause meines Herrn einquartiert haben, verprassen sein Gut. Trotzdem, Bettler und Fremde kommen im Namen des Zeus, du sollst also nicht hungrig von dannen gehen.«

Der Sauhirt schwadronierte noch eine ganze Weile über dieses Thema weiter und verbreitete sich ausführlich darüber, wie lasterhaft Penelopes unerwünschte Freier seien und wie übel die Götter seinem

Herrn Odysseus mitgespielt hätten. Paul erinnerte sich dunkel daran, dass er irgendwie verwandelt sein musste – einer der Götter hatte Odysseus' Gesicht verändert, damit er unerkannt von seinen Feinden nach Hause zurückkehren konnte –, und fragte sich, wieso die alte Eurykleia ihn hatte erkennen können, wenn der Sauhirt ihn als einen Fremden behandelte.

Nach vielleicht einer Stunde müßigen Geplauders schlachtete sein Gastgeber zwei Ferkel, zerlegte sie und briet ihr Fleisch an Spießen über dem Feuer. Trotz der Freundlichkeit des Mannes merkte Paul, wie er langsam ungeduldig und missmutig wurde. *Ich könnte hier wochenlang herumschlendern und mir von all den edlen alten Bedienten überschwengliche Lobeshymnen auf ihren edlen verschollenen Herrn anhören, aber unterdessen muss ich in meinem eigenen Haus auf dem Fußboden schlafen.* Er besann sich und grinste schief. *Im Haus der Figur, die ich darstelle. Aber Tatsache ist, dass ich was unternehmen muss.*

Eumaios setzte ihm Gerstengrütze und Spieße mit gebratenem Schweinefleisch vor. Beim Essen redete Paul über dies und das, aber er hatte nicht gut genug von dem Epos im Kopf, um viel erzählen zu können, was den Sauhirten interessierte. Unterstützt von dem Essen, mehreren gut gefüllten Schalen Wein und der nachmittäglichen Hitze verfielen er und Eumaios schließlich in eine satte, schweigende Dumpfheit, die sich nicht sehr von der der Tiere draußen unterschied. Eine dunkle Erinnerung regte sich in Paul.

»Hat der König nicht einen Sohn? Tele ... irgendwas?«

»Telemachos?« Eumaios rülpste abermals leise und kratzte sich. »Ja, ein Prachtkerl, ganz der Vater. Er hat sich heimlich auf die Suche nach unserm armen Odysseus begeben – ich glaube, er wollte zu Menelaos, dem Kameraden seines Vaters vor Troja.« Während er die schlechte Behandlung beschrieb, die Telemachos von den Freiern erdulden musste, ging Paul die Frage durch den Kopf, ob die Abwesenheit des Sohnes zum Szenarium der Simwelt gehörte, oder ob es einen direkten Bezug zu ihm gab. Hätte Gally dieser Sohn sein sollen? Der Gedanke war schmerzlich ernüchternd, und einen Moment lang betrachtete Paul sich selbst wie von außen – hingelümmelt in der stinkenden Hütte eines imaginären Sauhirten, betrunken von verdünntem Wein und unverdünntem Selbstmitleid. Es war kein schöner Anblick, nicht einmal in seiner Vorstellung.

*Sei nicht blöde, sagte er sich. Das System hätte nur dann wissen können, dass ich Gally bei mir hatte, wenn er mit mir in diese Simulation gekommen wäre, und das ist er nicht. Diese Bestien haben ihn in Venedig umgebracht. So unklar ihm sein eigener Zustand war, an Gallys Schicksal war kaum zu zweifeln – die grauenhafte, erschütternde Szene war völlig eindeutig gewesen.*

Aber während er an den Jungen dachte, kam ihm abermals die Frage, wie das ganze System funktionieren mochte. Es gab Bürger und Replikanten, so viel war klar, aber fielen alle anderen, die Gallys und die Penelopes, in ein und dieselbe Kategorie? Die Vogelfrau war hier, aber es gab auch eine Version von ihr auf dem Mars. Und was war mit der, die ihm im Traum erschien? Wenn es mehrere Versionen von ihr gab, konnten diese dann niemals koexistieren, niemals ihr Wissen einander mitteilen? Sie mussten *irgendeinen* roten Faden gemeinsam haben, wie sonst hätte die Traumfrau in der Neandertalerwelt von ihrem anderen Ich hier auf Ithaka wissen können?

Und was war mit seinen Verfolgern, diesen beiden scheußlichen Kreaturen, die ihn von einer Simulation zur anderen hetzten? Waren sie richtige Menschen?

Die letzten Momente in Venedig fielen ihm wieder ein, das bizarre Durcheinander der Ereignisse – Eleanora, eine reale Frau, die jedoch in ihrer eigenen Simulation als eine Art Gespenst erschienen war, die Finchfigur und die Mulletfigur, die ihn einmal mehr aufgespürt hatten, herzlos und gnadenlos wie ansteckende Viren ... und die Pankies.

*Mein Gott, wie passen die da rein?* überlegte Paul. *Sie sahen aus wie Finch und Mullet, aber sie waren anders – der gleiche Fall wie bei den verschiedenen Gestalten meiner Vogelfrau. Aber in jeder Simulation, wo ich war, hat es immer nur eine Version von ihr gegeben, entweder eine real vorkommende Figur wie Penelope oder eine Traumgestalt. Die Pankies und ihre Doppeltgänger sind beide zur gleichen Zeit in Venedig aufgetaucht ...*

Er konnte den merkwürdigen Ausdruck nicht vergessen, der auf Undine Pankies breitem, schwammigem Gesicht erschienen war, die instinktive, geradezu automatische Reaktion. Sie und ihr schwächlicher Ehemann hatten sich einfach abgewandt und waren in den Katakomben verschwunden wie zwei Schauspieler, die gemerkt hatten, dass sie im falschen Stück waren.

Seltsam, wie häufig wichtige Dinge – besonders solche, die mit der geheimnisvollen Frau zu tun hatten – sich im Dunstkreis der Sterbenden und Toten abspielten. Die venezianischen Gruften, der sterbende Neandertalerjunge, die exhumierten Leichen im Friedhof an der Westfront. Tod und Sterben. Obwohl, in Hampton Court hatte es auch ein Labyrinth gegeben. Labyrinth und Friedhöfe – was faszinierte diese Leute daran?

Ein Gedanke keimte in ihm auf. Schlagartig nüchtern geworden setzte er sich gerade hin. »Ich habe eine Frage, guter Eumaios«, begann er unvermittelt. Wenn diese Wesen Maschineneffekte waren, dann war es umso wahrscheinlicher, dass es Regeln gab, Logik ... Antworten. Er musste bloß herausfinden, wie sie lauteten. »Erzähle mir, wie die Menschen in deinem Land die Götter um Hilfe bitten.«

Penelope erteilte ihm am Abend abermals eine Abfuhr, indem sie Paul anfangs als den bemitleidenswerten Bettler behandelte, den sie am Tag zuvor fortgeschickt hatte, dann aber rasch in den schmerzlichen Abschied einer liebenden Gattin umschwenkte, ihm Glück auf seiner Fahrt nach Troja wünschte und ihm wortreich beteuerte, sie werde sein Haus und sein Gut treulich verwalten und seinen kleinen Sohn zu einem wackeren Mann aufziehen.

*Ich hab sie offensichtlich mit irgendwas in eine Schleife gebracht*, dachte er. Es tat weh mit anzusehen, wie die Frau, der er so lange nachgejagt war, etwas beweinte, das keinen Bezug zur aktuellen Realität hatte, nicht einmal zur verzerrten Realität des Simulationsnetzwerkes, doch es bestätigte ihn in seinem Vorhaben. *Ich könnte ewig so weitermachen*, schien es ihm, *und es würde nicht das Geringste ändern*.

»Warum kann deine Seele keine Ruhe finden, lieber Mann?«, fragte sie plötzlich mit einem erneuten jähen Umschwung. »Ist es, weil deine Gebeine unbetrauert an einem fernen Gestade liegen? Weil die Götter, die dir zu Lebzeiten zürnten, deinen Namen und deine Taten auslöschen wollen? Habe keine Angst, nicht alle Götter sind dir Feind, und du sollst nicht ungerächt bleiben. Andere werden mit Geschichten aus diesen fremden Ländern dein Angedenken und deinen guten Namen wieder aufrichten. Gerade jetzt begehrt mich ein Mann zu sprechen, um mir von deinem Leben und deinen Taten während deiner Abwesenheit zu berichten, und eines Tages wird dein Sohn, der

verständige Telemachos, imstande sein, deinen schmachlichen Tod zu vergelten.«

Diese Mitteilung ließ kurz die Neugier in ihm aufflackern, bis er begriff, dass der Mann, von dem sie sprach, er selbst war, dass sie diese andere Episode in die jetzige Szene einbaute, in der er als sein eigener Geist auftrat.

*Es ist so, wie ich gleich dachte*, sagte er sich deprimiert. *Dies könnte immer so weitergehen. Irgendwie hab ich diese Schleife ausgelöst – ich muss sie auch beenden.* Ein eisiger Gedanke durchfuhr ihn: *Aber wenn sonst gar nichts mehr von ihr übrig ist? Wenn sie bloß eine kaputte Puppe ist, nichts weiter?*

Paul schüttelte die Vorstellung ab – er konnte es sich schlicht nicht leisten, diese Möglichkeit in Erwägung zu ziehen. Die Suche nach dieser Frau war nahezu das Einzige, was seinem Leben einen Sinn gab. Er musste daran glauben, dass sein Gefühl, sie zu kennen, etwas bedeutete. Er musste daran glauben.

Zwei weitere Tage vergingen.

Aus einem eigenartigen Gefühl der Treue heraus gab Paul Penelope eine letzte Chance, die Wahrheit zu erkennen, aber wieder pendelte sie sich, nach dem Ausschlag in die Extreme von Paul als Geist und Paul als Bettler, auf die Vorstellung ein, er sei im Aufbruch nach Troja, und wollte nichts Anderes hören. Ein ums andere Mal sagte sie ihm liebevoll trauernd Lebewohl, nur um anschließend gleich wieder von vorn mit dem Abschiednehmen anzufangen. Das Einzige, worauf sie *nicht* kam, war das Szenarium, das alle anderen Ithakesier durchspielten – dass seine Figur, Odysseus, im Verborgenen aus dem Trojanischen Krieg heimgekehrt war, gealtert zwar, aber gesund und wohlbehalten. Er vermutete, das hatte eine Bedeutung, aber verstand nicht, welche. Auf jeden Fall war er jetzt entschlossen, die Schale des Rätsels zu zertümmern, statt den Rest seines Lebens mit fruchtlosen Lösungsversuchen zu verbringen.

Die alte Dienerin Eurykleia, stellte er mit geradezu krankhafter Dankbarkeit fest, behandelte ihn weiterhin mit dem felsenfesten Vertrauen einer treuen Märchenamme. Als er ihr dargelegt hatte, was er wollte, wiederholte sie ihm seine Anweisungen, um ihm zu zeigen, dass sie sich alles richtig gemerkt hatte.

Er ging den krakeelenden Freiern und den treulosen Mägen und Hausdienern aus dem Weg und verbrachte die restliche Zeit damit, auf der Insel, dem Traum-Ithaka, umherzuwandern. Er suchte Eumaios noch einmal auf und unternahm dann, nach der Wegbeschreibung des Sauhirten, einen langen Spaziergang über die von Bienen summen- den Hügel zu einer kleinen ländlichen Kultstätte auf der anderen Seite der Insel. Der Ort wurde allem Anschein nach schon lange nicht mehr gepflegt: Eine gesichtslose, von Wind und Wetter abgewetzte Statue stand in einer Nische, die von den Resten längst verwelkter Narzissen völlig eingestaubt war, umgeben von Zypressenzweigen, die so trocken waren, dass sie jeden Geruch verloren hatten.

Während er im Gespräch mit göttlichen Mächten vor dem vergessenen Heiligtum in der Mulde am Hang stand, die Luft drückend und still bis auf das ewige Atmen des Meeres, betete er sicherheits- halber auch für sich selbst. Gewiss, dies war bloß eine Simulation, das aufwendige Machwerk von Menschen, wie er einer war, und somit be- tete er letzten Endes zu einem Team von Gearingenieuren und Grafik- designern, aber sein Boss in der Tate Gallery hatte ihm oft eingeschärft, die Verdrehtheit und Selbstverliebtheit von Künstlern niemals zu un- terschätzen.

> Benommen erwachte er aus einem Traum von Gally und wusste im ersten Augenblick nicht, wo er war.

Er befühlte den Boden. Er lag auf Sand, und im Westen, wo die Sonne hinter den Hügeln untergegangen war, glomm ein schwaches, ersterbendes Licht. Er war beim Warten am Strand eingeschlafen.

Der verlorene Junge war ihm in seinem Traum als der noch unbe- kannte Telemachos erschienen, ein schöner Jüngling mit schwarzen Ringellocken, der aber Gallys listigen Gassenbengelblick gehabt hatte. Er war auf einem dunklen Fluss in einem kleinen Boot durch treibende Nebelschwaden gepaddelt und hatte Pauls Namen gerufen. Der Drang, auf ihn zuzueilen, war stark gewesen, aber irgendeine Lähmung im Traum hatte Paul daran gehindert, sich zu bewegen oder auch nur zu antworten, während der Junge in einer Wolke aus weißem Nichts ent- schwand.

Jetzt hatte er Tränen der Hilflosigkeit auf den Wangen, ganz kühl im



Abendwind vom Meer, aber allem Jammer zum Trotz verspürte er auch eine Bestätigung: Dieser Traum von Gally auf dem Unterweltsfluss bedeutete bestimmt, dass er richtig handelte. Während Paul sich aufsetzte und den Schlaf abschüttelte, fasste er sich langsam wieder. Der Strand war leer bis auf ein paar Fischerboote, deren Besitzer sich schon lange zum Abendessen begeben hatten. Meer und Himmel verschmolzen zusehends zu einer einzigen dunklen Masse, und das Feuer, das er am Nachmittag mit viel Mühe entzündet hatte, flackerte nur noch schwach. Paul sprang auf, und wie er gesagt bekommen hatte, legte er erst Zypressenzweige und dann größere Stücke Treibholz nach, bis die Flammen wieder hoch aufloderten. Als er diese Arbeit getan hatte, war das Sonnenlicht gänzlich erloschen und strahlten die Sterne von einem Himmel herab, der nicht durch die in Pauls Zeitalter allgegenwärtige künstliche Beleuchtung eingegraut war.

Als ob sie darauf gewartet hätten, dass alles ordentlich vorbereitet war, drangen jetzt von weiter unten am Strand Stimmen an sein Ohr.

»Dort, wo das Feuer brennt – siehst du es, Herrin?«

»Aber das ist sehr sonderbar. Bist du sicher, dass es keine Räuber oder Piraten sind, die dort ein Lager aufgeschlagen haben?«

Paul stand auf. »Hierher, Penelope«, rief er. »Du brauchst keine Furcht vor Räubern zu haben.«

Penelope trat aus der Dunkelheit, das Schultertuch fest um sich gezogen, und im Feuerschein sah man ihren Blick tiefer Befremdung. Trotz ihres Alters und ihrer kürzeren Beine folgte Eurykleia ihr dicht auf dem Fuße.

»Ich bringe sie, Herr«, verkündete die Dienerin. »Wie du befohlen hast.«

»Danke.« Er hatte das Gefühl, etwas Poetischeres sagen zu sollen, aber für derartige Sachen fehlte ihm die Begabung. Seine persönliche Homerübersetzung würde leider prosaisch bleiben müssen.

Penelope lachte nervös. »Ist das ein Komplott? Hast du, meine älteste und liebste Dienerin, mich an diesen Fremden verraten?«

»Du erkennst mich also immer noch nicht?« Paul schüttelte den Kopf. »Es spielt keine Rolle. Dir wird nichts geschehen, das verspreche ich. Ich schwöre es bei allen Göttern. Bitte, setz dich.« Er holte tief Atem. Es war ihm so einleuchtend vorgekommen, als er es geplant hatte – seine Entscheidung, den Kampf gegen die Simulation aufzuge-

ben, sich vielmehr darauf einzulassen und so diese Frau auf schmerzlosem Wege wieder zur Vernunft zu bringen, damit sie ihm von Nutzen sein konnte, wie ihr Alter Ego es zweifellos beabsichtigt hatte. »Und zwar«, erklärte er, »werde ich die Götter um Hilfe anrufen.«

Penelope warf Eurykleia einen scharfen Blick zu, dann ließ sie sich würdevoll im Sand nieder. Ihr dunkles Schultertuch und die noch dunkleren Haare, deren wenige graue Strähnen im Sternenlicht nicht zu sehen waren, fassten das bleiche, misstrauische Gesicht mit einem Schattenrahmen ein. Ihre großen, wie ausgeschnittenen Augen schienen Blicklöcher in die Nacht zu sein.

Die Dienerin reichte Paul ein Bronzemesser, das in ein Stück Tuch gewickelt war. Auch er hatte ein Bündel dabei, aus dem er die dünnen Hinterläufe eines geschlachteten schwarzen Schafes auspackte, den Lohn, den er sich von Eumaios' Schwager damit verdient hatte, dass er einen Nachmittag lang eine Hürde ausgebessert hatte. Es erschien Paul als ein armseliges Opfer, aber Eumaios – der seine erste Adresse gewesen war, weil er an Schweinefleisch als Opfergabe gedacht hatte – hatte ihm versichert, ein schwarzer Schafbock sei das Einzige, was in Frage komme, und Paul hatte sich dem zweifellos überlegenen Wissen des Mannes gebeugt.

Während Penelope mit bangem Schweigen zusah, häufte Paul Stöcke auf das Feuer und schnitt dann Fleisch und Fett von den Schenkeln des Schafbocks herunter, wie Eumaios es ihm erklärt hatte. Er legte die Knochen auf den Stockhaufen und darüber das Fleisch und das Fett. Gleich darauf stiegen dicke Rauchwolken von dem Opferfeuer auf, und als der Wind wechselte, bekam er nicht nur den verlockenden Duft von bratendem Fleisch in die Nase, sondern auch etwas Tieferes, Älteres und weitaus Verstörenderes – den Geruch von Brandopfern, von angstvoll bezahlter Schuld, von menschlicher Unterwerfung unter ein übermächtiges und mitleidloses Universum.

»Ich verstehe das nicht«, hauchte Penelope. Ihre großen Augen verfolgten jede seiner Bewegungen, als ob er ein wildes Tier wäre. »Was machst du da? Warum sollte ich herkommen?«

»Du denkst, du kennst mich nicht«, erwiderte Paul. Er versuchte einen ruhigen Ton zu bewahren, aber er begann eine merkwürdige Begeisterung zu fühlen, womit er überhaupt nicht gerechnet hatte. Der Traum vom armen, toten Gally, die prasselnden Flammen am windigen

Strand, die Nähe der Frau, deren Gesicht so lange sein einziger Talisman gewesen war, dies alles zusammen gab ihm das Gefühl, endlich auf der Schwelle zu etwas Realem, etwas Entscheidendem zu stehen. »Du denkst das, aber die Götter werden dir dein Gedächtnis zurückgeben.« Er war sich jetzt sicher, dass er das Richtige tat. Das ekstatische Glühen in seinem Kopf bewies es. Schluss damit, sich treiben zu lassen! Jetzt bezwang er die Simulation mit ihren eigenen Mitteln und machte sie sich dienstbar. »Sie werden jemand senden, und sie wird dir helfen, dich zu erinnern!«

»Du machst mir Angst.« Penelope wandte sich Eurykleia zu, und Paul hoffte, diese würde ihr begütigend zureden, aber die Dienerin blickte genauso unglücklich wie ihre Herrin.

»Dann sag mir einfach, was ich wissen muss.« Paul trat vom Feuer zurück und breitete die Arme aus. Der Wind blies durch sein dünnes Gewand, aber er fühlte nur die Hitze der Flammen. »Wer bist du? Wie sind wir hierher geraten? Und wo ist der schwarze Berg, von dem du mir erzählt hast?«

Sie starrte ihn an wie ein in die Enge getriebenes Tier.

Es fiel ihm schwer, geduldig zu bleiben, am liebsten hätte er geschrien.

Er hatte so lange gewartet, war von einem Ort zum anderen gestoßen, gezerrt und geworfen worden, immer der Passive, immer der Ausgelieferte. Er hatte hilflos daneben gestanden, als der Junge, sein einziger wirklicher Freund in diesem bizarren Universum, vor seinen Augen getötet wurde. Jetzt sollte diese Hilflosigkeit ein für alle Mal ein Ende haben. »Erzähl mir einfach von dem schwarzen Berg! Wie kann ich ihn finden? Weißt du nicht mehr? Deswegen bin ich hier. Deswegen hast *du* mich hierher geschickt!«

Sie duckte sich noch mehr zusammen. Ein Funkenflug stob aus dem Feuer auf und wirbelte auf dem Wind davon.

»Nicht? Na gut, dann muss ich die Götter anrufen.« Er würde die Logik ihrer eigenen Welt gegen sie kehren. Er würde eine Erscheinung heraufbeschwören.

Als er sich in den Sand kniete, meldete sich Eurykleia nervös zu Wort: »Das ist Schafffleisch, nicht wahr, Herr? Sicher doch ein schwarzes Mutterschaf, oder, Herr?«

Er begann, mit beiden Händen einen langsamen Rhythmus auf den

Boden zu schlagen, wie der alte Eumaios es ihm beschrieben hatte. »Es ist ein Bock. Still jetzt, ich muss mich auf den Spruch besinnen.«

Die Dienerin war aufgeregt und erschrocken. »Aber so etwas ist ein Opfer an ...«

»Psssst.« Er verlangsamte seine Schläge auf den Sand und intonierte dann rhythmisch:

*»Heil dir, Unsichtbarer,  
Aidoneus, Sohn des Ältesten, Kronos,  
Bruder des Donnerers Zeus,  
Heil!  
Heil dir, Gott der dunklen Säulen,  
Hades, Herrscher der Unterwelt,  
König im Reiche des Schweigens,  
Heil!  
Nimm dieses Fleisch, Gott der trächtigen Tiefe,  
Nimm dieses Opfer.  
Erhöre mein Flehen ...«*

Er hielt inne. Er hatte den Gott des Todes angerufen, was an diesem Ort bestimmt so wirksam war wie die Szenerie eines Friedhofs oder die Anwesenheit eines sterbenden eiszeitlichen Kindes.

»*Schick mir die Vogelfrau!*«, schrie er und schlug dazu weiter im Takt auf den Sand. »*Sage ihr, ich will sie sprechen! Ich will, dass diese Penelope sie sieht!*« Die Worte klangen plump, unpassend neben der dichterischen Diktion der Beschwörung, und er rief sich die Worte der Traumfrau ins Gedächtnis. »*Komm zu uns! Du musst zu uns kommen!*«

Stille trat ein. Nichts geschah.

Wütend begann Paul abermals, auf den Sand einzutrommeln. »*Komm zu uns!*«

»He-Herr«, stotterte Eurykleia, »ich dachte, du wolltest die Hilfe der Raterin Athene erleben, die deiner Sippe schon lange freundlich gesonnen ist, oder des großen Zeus. Ich dachte, du wolltest vielleicht sogar den Meeressgott Poseidon um Vergebung bitten, von dem viele sagen, du habest ihn mit irgendetwas gekränkt, und deshalb habe er dich auf deiner Heimfahrt zu vernichten gesucht. Aber dies, Herr, dies ...«

Sein letzter Schlag auf den Boden schwang noch nach, ein lautloses Echo, das er dennoch hinab in die Tiefe pulsen fühlte. Die hellen Flammen schienen jetzt langsamer zu flackern, als müsste ihr Licht durch tiefes Wasser dringen oder erreichte ihn durch eine verzögerte und nachlassende Übertragung.

»Was hast du?« Seine Ungeduld wurde von einem pochenden Magendrücken gedämpft – die Furcht der Dienerin war groß und echt. Ihre Herrin Penelope schien jenseits von Angst und Schrecken zu sein, denn ihre Züge waren schlaff und reglos bis auf die Augen, die fiebrig aus ihrem leichenblassen Gesicht blickten. »Was willst du mir sagen, Alte?«

»Herr, du solltest keine Gebete um ... solche Sachen an ... an den Unterirdischen richten!« Eurykleia rang mühsam nach Luft. »Haben dir die Jahre ... in fremden Ländern denn ... das Gedächtnis geraubt?«

»Wieso denn nicht? Hades ist ein Gott, oder etwa nicht? Die Leute beten zu ihm, nicht wahr?« Zum Druck in seinem Magen kam noch ein würgender Brechreiz hinzu.

Die alte Dienerin schlug in die Hände, doch sie schien die Sprache verloren zu haben. Die Erde unter Pauls Füßen wirkte straff wie ein Trommelfell, eine atmende Membran, die in einem langsamen, fernen Rhythmus schwang. Doch das Schwingen wurde stärker.

*Es ist kein Fehler, ich weiß, dass es kein Fehler ist ... oder?*

Noch während er die Klauen des Zweifels zufassen fühlte, war sie da.

Ihr Ebenbild Penelope sprang auf und taumelte auf dem mit einemmal abgründig gewordenen Sandboden zurück, denn der Umriss der Vogelfrau bildete sich aus dem Rauch heraus, eine Engelsgestalt in einem einheitlichen luftigen Grauton, deren große Flügel hinter ihr zu zerfließen schienen. Das Gesicht der Erscheinung war eigenartig formlos, ähnlich der vom Regen abgescheuerten Statue des Unterweltsgottes in seiner Nische auf der anderen Seite der Insel. Aber nach dem unglaublichen Entsetzen auf ihrem Gesicht zu urteilen, erkannte Penelope dennoch ihr eigenes Abbild, selbst in dieser körperlosen Form.

Das Rauchgesicht wandte sich ihm zu. »Paul Jonas, was hast du getan?« Er wusste nicht, was er sagen sollte. Alles, was er geplant hatte, alles, womit er gerechnet hatte, löste sich in nichts auf. Die Erdoberfläche schien nur noch eine dünne Haut über einem ungeheuer tiefen

Schlund zu sein, und etwas bewegte sich dort unten, etwas Riesengroßes, vor dem es, Reue hin oder her, kein Entrinnen gab.

Der Engel zitterte, und die Rauchwolke wallte. Selbst in dieser schemenhaften Form konnte er deutlich die Züge der Vogelfrau aus dem Schloss des Riesen erkennen, und ungeachtet seines Schreckens verzehrte er sich nach ihr. *»Du hast den Einen, der Anders ist, gerufen«,* sagte sie. *»Er sucht jetzt nach dir.«*

»Was meinst du damit?«

*»Du hast ihn angerufen. Den Einen, der dies alles träumt. Warum hast du das getan? Er ist schrecklich!«*

Trotz seiner inneren Wirrnis nahm Paul schließlich wahr, dass Penelope schon seit einer ganzen Weile vor Grauen stöhnte und jammerte. Sie war hingefallen und warf sich Sand auf den Kopf, als wollte sie sich begraben. Er zog sie hoch, teils um ihr zu helfen, aber teils auch aus Wut darüber, dass ihre Halsstarrigkeit ihn an diesen Punkt gebracht hatte. »Schau hin! Das ist sie!«, schrie er den Rauchengel an. »Du hast mich zu ihr geschickt, aber sie kann mir nicht sagen, wo ich hinsoll. Ich wollte, dass sie mir erklärt, wie ich zu dem schwarzen Berg komme.«

Die Erscheinung war so wenig bereit wie Penelope, ihrem Double in die Augen zu blicken: Als Paul seine verhinderte Gemahlin in ihre Richtung stieß, zuckte die Engelsgestalt zurück, so dass eine Welle durch ihren ganzen Körper lief und ihre Flügel verwackelten. *»Wir können nicht ...«* Das Gesicht aus Rauch verformte sich. *»Wir dürfen nicht ...«*

»Mach einfach, dass sie es mir sagt. Oder sag *du* es mir! Ich halte das nicht mehr aus!« Paul spürte eine stärker werdende Kraft unter den Füßen und gleichzeitig hinter den Augen, einen ringsherum anwachsenden Druck, der förmlich die Luft zu sprengen schien. »Wo ist dein gottverdammter schwarzer Berg?« Er schubste Penelope abermals auf die Erscheinung zu, aber es war, als wollte er zwei sich abstoßende Magneten mit Gewalt zusammenbringen. Penelope riss sich mit tierischer Stärke von ihm los und stürzte weinend in den Sand.

»Sag's mir!«, brüllte Paul. Er wandte sich an den Engel. »Warum sagt sie es mir nicht?«

Der Schemen löste sich langsam auf. *»Sie hat es dir gesagt. Sie hat dir, was sie weiß, in der einzigen Weise gesagt, die ihr möglich ist. Des-*

*halb habe ich dich zu ihr geschickt. Sie ist diejenige, die weiß, was du als Nächstes tun musst.«*

Paul haschte nach ihr, doch die Engelsgestalt war tatsächlich aus Rauch: Sie zerrann zwischen seinen zupackenden Fingern. »Was soll das heißen?« Er drehte sich um und ergriff stattdessen Penelope, schüttelte sie. Sein Zorn drohte zu explodieren, die kaum noch zu haltende Spannung der Nacht war wie ein großer dunkler Blutklumpen in seinem Kopf. »Wohin soll ich gehen?«

Penelope schrie vor Qual und Entsetzen auf. »Warum tust du mir das an, Odysseus?«

*»Wo soll ich hin?«*

Sie weinte und schlotterte. »Nach Troja! Du musst nach Troja! Deine Gefährten erwarten dich dort!«

Paul ließ sie los und taumelte zurück, als ob ihn ein Stein getroffen hätte. Die Erkenntnis schnitt ihm wie ein Messer durchs Herz.

*Troja* – das Einzige, was sie gesagt hatte, das nicht das Ende der Geschichte signalisierte, die einzige Antwort, die nicht zu der übrigen Simulation passte. Durch die Wolke des inneren Aufruhrs hindurch, ausgelöst durch sein Kommen, hatte Penelope ihm die ganze Zeit über mitgeteilt, was er wissen musste ... aber er hatte nicht hingehört. Stattdessen hatte er sie hierher geschleppt, die Frau, die er so sehr gesucht hatte, und sie unbekümmert um sein Versprechen, ihr werde kein Leid geschehen, unbarmherzig gequält. Er hatte eine Kraft angerufen, der keiner von ihnen zu begegnen wagte, obwohl sie ihm bereits mehrmals die Auskunft gegeben hatte, die ihr anderes Ich ihm nicht geben konnte.

Was es auch sein mochte, das er aus den dunklen Tiefen heraufbeschworen hatte, das Ungeheuer war er selber.

Mit tränenblinden Augen kehrte Paul dem Feuer den Rücken zu und wankte über den Sand davon, auf den er eben noch getrommelt hatte. Er stolperte über die zusammengekrümmt daliegende Eurykleia, aber blieb nicht stehen, um festzustellen, ob sie lebendig oder tot war. Das Ding, vor dem sich sogar die geflügelte Frau gefürchtet hatte, war jetzt ganz nahe, qualvoll nahe, so nahe wie sein eigener Herzschlag.

*Er sucht nach mir, hat sie gesagt.* Er stolperte abermals und fiel hin, und torkelnd wie ein Betrunkener rappelte er sich wieder auf. *Den Unterirdischen nennen sie ihn.* Er konnte die atmende Lebendigkeit der

Erde unter sich spüren. Ein Teil von ihm, ein winzig kleiner, ferner Teil, protestierte schrill, es sei alles bloß Einbildung, er dürfe nicht vergessen, dass er sich in einem groß angelegten virtuellen Spiel befand, aber das war wie eine Kinderflöte in einem Orkan. Jedes Mal, wenn seine Füße den Boden berührten, fühlte er die Gegenwart des dunklen Unbekannten mit so schmerzhafter Intensität, als ob er auf einer heißen Herdplatte liefe.

Ein jäher Einfall veranlasste ihn, den Strand hinunter zu den Fischerbooten zu eilen. Er griff sich das erste, schob es über den glitschigen Sand und fluchte wie von Sinnen, wenn es kurz stecken blieb. Zuletzt schwamm es frei im flachen Wasser, und er wälzte sich über den Rand hinein.

*Bloß keine Erdberührung mehr.* Seine Gedanken waren durcheinander wie ein vom Tisch gewischtes Kartenspiel. *Etwas Großes. Totes. Aber jetzt kann es mich nicht mehr finden.* Es war unglaublich erschütternd gewesen, was es auch sein mochte – konnte eine bloße Simulation so etwas bewirken?

Er nahm eines der im Boot liegenden Ruder und paddelte auf das weindunkle Meer hinaus. Als er sich umdrehte, konnte er vom Strand nur mehr die ersterbende Flamme seines Feuers erkennen. Falls Penelope und Eurykleia noch dort waren, hüllte die Dunkelheit sie ein.

Die immer höher werdenden Wellen hoben den Bug des kleinen Bootes mit jedem Anrollen in die Höhe und ließen ihn dann mit lautem Klatschen wieder fallen. Paul legte das Ruder beiseite, um sich an den Bootswänden festzuhalten.

*Troja*, dachte er, während er krampfhaft versuchte, mit nüchternen Überlegungen dem übermächtigen Grauen zu trotzen. *Ein schwarzer Berg. Gibt es in der Nähe von Troja einen Berg ...?*

Die nächste Woge warf ihn beinahe über Bord, und er klammerte sich noch fester an das Boot. Obwohl keine Wolken am Himmel waren, nichts zwischen ihm und den diamanthellen Sternen, droschen die Wellen immer heftiger auf den kleinen Nachen ein. Eine riss mit einem mächtigen Schwung das ganze Boot hoch und höher, bis er dachte, gleich würde es kentern und ihn ins Wasser befördern. Als er auf dem Wellenkamm langsam abkippte, sah er vor sich eine unnatürlich geformte Woge aufsteigen, höher als alle anderen, eine dunkle, an den Rändern lumineszierende Masse, in der das Meer selbst die Gestalt



eines bärtigen Mannes mit einer Krone annahm, zehnmal größer als er. Einen Moment lang meinte er, das »andere« Wesen, von dem der Engel gesprochen hatte, habe ihn gefunden, und er gab alle Hoffnung auf.

Eine donnernde Stimme ließ seine Schädelknochen erzittern. »*Listenreicher Odysseus*«, dröhnte sie, »*Sterblicher, du weißt, dass ich, Poseidon, geschworen habe, dich zu vernichten. Dennoch verlässt du die Sicherheit deiner heimischen Insel und begibst dich abermals in meinen Machtbereich. Du bist ein Narr. Du hast wahrlich den Tod verdient.*«

Der große Meereskönig hob die Hand. Die Wellen, die daraufhin auf Pauls zerbrechliches Boot zurasten, waren berghoch. Es stieg zuerst langsam empor, dann wurde es mit einem jähen Ruck hoch in die Luft geschleudert.

Er klammerte sich an die wirbelnde Nusschale und konnte dabei nur einen einzigen Gedanken fassen: *Ich bin ein Narr, das stimmt – ein hirnverbrannter Idiot...*

Als er hinunter ins Wellental stürzte und dort aufschlug, schien das Meer hart wie Stein zu sein. Sein Boot zerbarst in Stücke, und Paul wurde in die zermalmende, nasse Schwärze hinabgezogen.

# Eins IN TRÄUMEN GEFANGEN

»Da die Menschen ... unterschiedlicher Art sind, sollten wissenschaftliche Wahrheiten auch in unterschiedlicher Form dargestellt werden und als gleichermaßen wissenschaftlich gelten, ob sie nun in der handfesten Form und den kräftigen Farben eines physikalischen Beispiels oder in der Zartheit und Blässe einer symbolischen Formulierung erscheinen.«

James Clerk Maxwell, *Ansprache von 1870 vor der Britischen Akademie der Wissenschaften*

# Kapitel 1

## FREMDE UNTER SICH

NETFEED/NACHRICHTEN:

Netzrebell hält die "digitale Klassenschranke" weiterhin für ein Problem

(Bild: afrikanische Schulkinder vor einem Wandbildschirm)

Off-Stimme: Ansel Kleemer, ein "altmodischer Revoluzzer", wie er sich selbst tituliert, dessen Lebensinhalt es sei, den wirtschaftlich und politisch Mächtigen ein Dorn im Auge zu sein, will mit einer neuen Protestaktion die Aufmerksamkeit der UNComm auf die "digitale Klassenschranke" lenken, die nach Kleemers Ansicht dabei ist, sich zu einer dauerhaften Kluft in der Weltgesellschaft zu verfestigen.

(Bild: Kleemer in seinem Büro)

Kleemer: "Es ist eigentlich ganz einfach - das Netz reproduziert die weltwirtschaftliche Ungleichheit, das Gefälle zwischen den Besitzenden und den Habenichtsen. Früher einmal dachten die Leute, die Informationstechnologie würde allen Vorteile bringen, aber mittlerweile ist klar, dass, wenn sich die Dinge nicht ändern, das Netz weiterhin nach dem gleichen Prinzip funktionieren wird wie alles Andere: Wenn du's dir leisten kannst, kriegst du's. Wenn nicht, kannst du zu- sehen, wo du bleibst."

> Es war nur eine Hand, die mit gekrümmten Fingern aus der Erde stieß wie eine rosigbraune Sukkulente, aber sie wusste, dass es die Hand ihres Bruders war.

Als sie sich bückte und die Hand ergriff, merkte sie, wie diese sich langsam, verschlafen in ihren Fingern bewegte, und erkannte überglücklich, dass er noch lebte. Sie zog.

Stephen kam Stück für Stück aus dem zähen Grund hervor – erst die ganze Hand mit dem Handgelenk, dann der übrige Arm, wie die Wurzel einer unnachgiebigen Pflanze. Schließlich brachen Schulter und Kopf durch die aufplatzende Erdoberfläche. Seine Augen waren geschlossen, seine Lippen zusammengepresst und zu einem verschwörerischen Lächeln verzogen. Hektisch, um ihn nur ja rasch freizubekommen, verstärkte sie ihre Anstrengungen und zog auch seinen Rumpf und seine Beine heraus, aber irgendwie hielt sein zweiter Arm, der noch nicht zu sehen war, ihn weiter in der Erde fest.

Sie zerrte und zerrte, aber das letzte Stück von ihm wollte einfach nicht ans Licht kommen. Sie stellte sich breitbeinig hin, bückte sich tief und legte noch mehr Kraft in das Ziehen. Auf einmal kam Stephens Arm mit einem Ruck aus dem Boden hervor, blieb aber dennoch verankert. Mit der Hand hielt er eine andere kleine Hand umklammert, deren Besitzer noch in der Erde steckte.

Obwohl ihr immer klarer wurde, dass irgendetwas nicht stimmte, zog Renie verzweifelt weiter, um Stephen loszumachen, aber jetzt entstieg eine Kette kleiner schmutziger Gestalten der Tiefe, ähnlich den Plastiksteckperlen, mit denen sie als Kind gespielt hatte, eine Unmenge kleiner Kinder, die sich alle an den Händen hielten und von denen das letzte immer noch verwurzelt war.

Renie sah nicht sehr deutlich – der Himmel verdunkelte sich, oder sie hatte Schmutz in die Augen bekommen. Sie unternahm eine letzte Anstrengung, zog so kräftig, wie sie es überhaupt vermochte, so dass sie einen Augenblick lang Angst hatte, sie würde sich selbst die Arme aus den Gelenken reißen. Das letzte der Kinder löste sich aus der Erde. Doch die Hand dieses Kindes wurde abermals von einer Hand gehalten, nur dass diese letzte kindliche Faust so groß wie ein kleines Auto war und das Handgelenk aus dem Boden ragte wie ein mächtiger Baumstamm. Die ganze Erde bebte, als dieses letzte ungeheuerliche Glied der Kette, vielleicht erzürnt von Renies hartnäckigem Ziehen, sich schwerfällig

aus dem dunklen, kalten Grund nach oben ans Tageslicht zu wühlen begann.

»Stephen!«, schrie sie. »Lass los, Junge! Du musst loslassen ...!«

Doch seine Augen blieben fest geschlossen, und er hielt weiter die Kette der anderen Kinder fest, auch als die Erde sich aufwölbte und die riesige Gestalt darunter unaufhaltsam emporkam ...

Keuchend und zitternd fuhr Renie in die Höhe und stellte fest, dass sie sich nach wie vor in dem dünnen, unveränderlichen Licht der unfertigen Simwelt befand, umgeben von den schlafenden Gestalten ihrer Gefährten – !Xabbu, Florimel, Emily 22813 aus der zerfallenden Oz-Simwelt und der stacheligen Silhouette von T4b, der lang gestreckt am Boden lag wie eine abgebrochene Kühlerfigur. Von Renies Bewegung wurde !Xabbu wach; seine Augen, aufmerksam und klug, klappten auf. Wie immer war es erstaunlich, diesen Blick in dem fast schon komischen Paviangesicht zu sehen. Als er sich aus seiner zusammengekauerten Lage an ihrer Seite aufrichten wollte, schüttelte sie den Kopf.

»Schon gut. Ich hab bloß schlecht geträumt. Schlaf weiter.«

Er sah sie zweifelnd an, weil der rauhe Ton ihrer Stimme ihn misstrauisch machte, aber schließlich legte er sich mit einem geschmeidigen äffischen Achselzucken wieder hin. Renie atmete tief durch, dann stand sie auf und spazierte über den Hang zu der Stelle, wo Martine saß, das blinde Gesicht himmelwärts gerichtet wie eine Satellitenschüssel.

»Hast du Lust, ein bisschen zu schlafen, Martine?«, fragte Renie und setzte sich. »Ich denke, ich werde eine Weile wach sein.« Das völlige Fehlen von Wind und Umweltgeräuschen in dem Environment erweckte ständig den Eindruck eines unmittelbar bevorstehenden Gewitters, aber sie hatten mittlerweile, soweit sie das sagen konnten, schon mehrere Tage ohne jedes Wetter an dem Ort verbracht, von einem Gewitter ganz zu schweigen.

Martine drehte sich zu ihr um. »Ist was mit dir?«

Es war seltsam: Renie konnte noch so oft das ausdruckslose Simgesicht ihrer Gefährtin angucken, wenn sie sich abwandte, konnte sie sich kaum mehr daran erinnern. Es hatte in Temilún jede Menge ähnlich aussehender Sims gegeben, deren Gesichter dennoch lebendig und individuell gewirkt hatten – Florimel hatte so eines, und selbst die falsche

Quan Li hatte wie ein echter Mensch gewirkt. Martine jedoch schien eine völlig unpersönliche Standardvorgabe bekommen zu haben.

»Ich hab bloß schlecht geträumt. Von Stephen.« Renie befangerte den sich merkwürdig anfühlenden Boden. »Vielleicht war's eine Mahnung, wie wenig ich bisher für ihn getan hab. Aber es war auf jeden Fall ein seltsamer Traum. Ich hatte schon ein paar von der Art. Es ist schwer zu erklären, aber mir ist jedes Mal, als ... als wäre ich wirklich dort, wo sie spielen.«

Martine nickte langsam. »Ich glaube, ich habe ähnliche Träume, seit wir in diesem Netzwerk sind. In manchen habe ich das Gefühl, Dinge zu sehen, die ich erst seit der Zeit kenne, als ich schon mein Augenlicht verloren hatte. Vielleicht hängt das mit unseren veränderten Sinneseingaben zusammen, vielleicht lässt es sich überhaupt nicht so recht erklären. Dies hier ähnelt in vieler Hinsicht Huxleys schöner neuer Welt, Renie. Sehr wenige Menschen haben jemals derart realistische Wahrnehmungen von etwas eigentlich Irrealem gehabt – jedenfalls sehr wenige, die nicht vollkommen wahnsinnig waren.«

Renies Grinsen war gequält. »Das heißt, wir haben alle mehr oder weniger einen anhaltenden schizophrenen Schub.«

»In gewisser Weise ja«, sagte Martine nachdenklich. »Eine Erfahrung, die gewöhnlich Verrückten vorbehalten ist ... oder Propheten.«

Wie !Xabbu, hätte Renie beinahe hinzugefügt, aber sie war sich nicht sicher, was sie damit meinte. Sie blickte zu ihren übrigen Gefährten hinüber, besonders zu !Xabbu, der sich so zusammengekrümelt hatte, dass sein schlanker Schwanz direkt vor seiner Schnauze lag. Nach seinem eigenen Selbstverständnis war der Buschmann so wenig ein Mystiker, wie er ein theoretischer Physiker oder ein Philosoph war: Er wandte einfach die Gesetze des Universums an, wie sein Volk sie verstand.

*Warum auch nicht?* musste Renie zugeben. *Wer kann schon sicher sagen, dass sie sich irren und wir recht haben?*

Das Schweigen zog sich eine Minute hin, dann noch eine. Obwohl die Seltsamkeit des Traumes ihr noch innerlich nachhing, vor allem das Grauen ganz am Schluss, verspürte sie auch eine Art Frieden. »Dieser komische Ort, an dem wir hier gelandet sind«, sagte sie schließlich, »was stellt er deiner Meinung nach eigentlich dar?«

Martine runzelte die Stirn und überlegte. »Du meinst, ob es so ist, wie es zu sein scheint – dass die Gralsleute hier noch nicht fertig sind?

Ich weiß es nicht. Es scheint die naheliegendste Erklärung zu sein, aber bestimmte ... Empfindungen, die ich hier habe, Eindrücke, die ich nicht beschreiben kann, stimmen mich nachdenklich.«

»Zum Beispiel?«

»Wie gesagt, ich kann sie nicht beschreiben. Aber was dieser Ort auch darstellen mag, er ist auf jeden Fall der erste seiner Art, an dem ich je gewesen bin, so dass meine Spekulationen kein großes Gewicht haben. Es könnte sein, dass wegen des Systems, das die Gralsbruderschaft benutzt, jeder unfertige Ort derartige ...«, abermals runzelte sie die Stirn, »... derartige ... Anzeichen von Lebendigkeit abgibt wie dieser hier.« Bevor Renie sie bitten konnte, das näher zu erläutern, erhob sich Martine. »Ich würde dein freundliches Angebot gern annehmen, Renie, wenn es noch gilt. Die letzten paar Tage waren unglaublich hart, und ich stelle fest, dass ich viel erschöpfter bin, als ich dachte. Was immer es mit diesem Ort auf sich hat, wenigstens können wir uns hier ausruhen.«

»Selbstverständlich, schlaf ein wenig. Uns steht noch eine ganze Menge bevor – es sind einige Entscheidungen zu treffen.«

»Dabei mussten wir schon so viel reden, um uns nur unsere Schicksale mitzuteilen.« Martine lächelte müde. »Ich bin sicher, Florimel und T4b waren nicht sehr unglücklich darüber, dass wir für ihre Lebensgeschichten keine Zeit mehr fanden.«

»Bestimmt. Aber die kommen heute dran, ob es ihnen passt oder nicht.« Renie merkte, dass sie mit den Fingern einen kleinen Graben in den seifigen Untergrund gekratzt hatte. Ihr Traum fiel ihr wieder ein, und sie erschauerte und scharrte ihn wieder zu. »Sie werden reden müssen. Ich werde keine solche Geheimnistuerei mehr hinnehmen. Die könnte schuld an Williams Tod gewesen sein.«

»Ich weiß, Renie. Aber sei nicht zu scharf. Wir sind Bundesgenossen, die in einer feindlichen Umgebung in der Falle sitzen, und müssen aufeinander Rücksicht nehmen.«

Sie unterdrückte ein leises Aufflackern von Ungeduld. »Ja, natürlich. Aber um so dringender müssen wir wissen, wer uns den Rücken deckt.«

> T4b und Florimel kehrten als Letzte zurück. Als sie schließlich um die Biegung des Hangs herumkamen und über einen Untergrund, der wie ein schillernder Ölfilm von einem Moment zum anderen subtil die Farbe wechselte, auf das unnatürliche Lagerfeuer zustapften, löste ihre lange Abwesenheit bei Renie ein nervöses Misstrauen aus. Andererseits waren die beiden, auch wenn sie als Einzige das Geheimnis ihrer Identität noch nicht preisgegeben hatten, ein ziemlich unwahrscheinliches Verbündetenpaar. Wie zur Bestätigung dieser Tatsache platzte T4b bei seiner scheppernden Rückkehr ins Lager sofort mit ihren Erlebnissen heraus und wurde dafür von Florimel mit einem unwirschen Blick bedacht.

»Ham so'n Tierdings gesehn«, erklärte er. »Voll keinen Körper, irgendwie. Bloß so ... Licht. Aber total wieselig, äi.«

Auf den ersten Blick schien sich Florimels Sim von Martines kaum zu unterscheiden, eine Frau aus der Temilún-Simwelt der Atascos, die mit ihrer großen Nase und ihrer dunklen, rötlich braunen Hautfarbe eine gewisse Ähnlichkeit mit den Mayas hatte. Aber genau wie zwei gleich gekleidete Menschen einen vollkommen verschiedenen Eindruck machen können, so schien Florimels kleiner Sim im Gegensatz zu Martines nichtssagendem Äußeren, dem man ihren scharfen Verstand und ihr hohes Verantwortungsbewusstsein nicht anmerkte, die geballte Intensität eines Napoleon zu besitzen und ihr Gesicht sah keineswegs so unfertig oder standardmäßig aus wie Martines.

*Noch ein Geheimnis, dachte Renie müde, und wahrscheinlich kein besonders wichtiges.*

»... Es war kein Tier im üblichen Sinne des Wortes«, erklärte Florimel gerade. »Aber es war das erste Phänomen, das wir gesehen haben, das kein fragloser Teil der Landschaft war. Es war sehr flink und geschmeidig, aber T4b hat recht – es war entweder aus Licht, oder wir konnten es nur partiell erkennen. Es ist gewissermaßen aus dem Nichts aufgetaucht und hin und her ghuscht, als ob es nach etwas suchte ...«

»Und dann isses einfach weggeploppt, so in so'n Luftloch, irgendwie«, beendete T4b die Schilderung.

»Wie? Was?« Renie wandte sich Hilfe suchend an Florimel.

»Er meint, dass es ... na ja, es schien wirklich in ein Loch in der Luft zu springen. Es ist nicht einfach verschwunden, es ...« Sie hielt



inne und zuckte mit den Achseln. »Was auch immer, es ist jedenfalls weg.«

!Xabbu, der bis jetzt das Feuer geschürt hatte, meldete sich zu Wort. »Und was habt ihr sonst noch gesehen?«, fragte er.

»Massenhaft Nullnix«, antwortete T4b, während er sich umständlich neben dem Lagerfeuer niederließ. Die reflektierten Flammen erzeugten ungewöhnliche, beinahe stofflich wirkende Muster auf seinem Panzer.

»Das Gleiche wie hier haben wir überall gesehen«, übersetzte Florimel und deutete dabei auf den Hang, an dem sie standen. »In tausend Variationen, aber alle im Wesentlichen genauso ...«

»Fass mich nicht an!« Emily sprang auf und wich vor T4b zurück.

»Hab ich gar nicht. Voll beduppt und behuppt biste«, knurrte er. »Wollt nix weiter als nett sein, wollt ich.« Sofern ein Kampfroboter ein Schmollgesicht ziehen konnte, zog er eines.

Florimel gab einen großen Seufzer von sich, wie um zu unterstreichen, was sie den ganzen Tag hatte aushalten müssen. »Es war überall so – unfertig, chaotisch, still. Ehrlich gesagt, es gefällt mir nicht.« Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Was allerdings interessant sein könnte, ist, dass wir keine Spur von einem Fluss oder etwas Ähnlichem gefunden haben, nicht einmal von einem Luftfluss wie im letzten Environment.«

»William hatte solchen Spaß daran, in diesem Fluss zu fliegen«, sagte Martine plötzlich. »Er lachte in einem fort. Er meinte, es wäre das Erste im ganzen Netzwerk, für das es sich gelohnt hätte, so viel Geld auszugeben.« Alle verstummten. Sweet Williams steif gewordener virtueller Körper lag nur ein kurzes Stück entfernt in einer Art Grube auf der anderen Seite eines Buckels, der in allen möglichen verfließenden Farben schillerte. Niemand blickte in die Richtung, aber alle dachten deutlich daran.

»Also kein Fluss«, sagte Renie. »!Xabbu und ich haben auch nichts dergleichen gefunden. Alles andere war so, wie du sagst – das Gleiche in Grün. Nur so was wie ein Tier haben wir nicht gesehen.« Sie seufzte. »Was bedeutet, dass es keinen offensichtlichen und einfachen Weg gibt, durch diese Simwelt und aus ihr raus zu kommen.«

»Es gibt nicht einmal einen Hinweis darauf, welche Richtung wir einschlagen sollten«, fügte Florimel hinzu. »Es gibt keine Sonne, weder Morgen noch Abend, überhaupt keine Himmelsrichtungen. Wir haben

nur deshalb zurückgefunden, weil ich eine Fährte aus zerbrochenen ... na ja, Stöcken würde man vermutlich sagen ... gelegt hatte.«

*Wie Brotbröcklein*, dachte Renie. *Ist das nicht aus »Hänsel und Gretel«? Wir spielen in einem bescheuerten Märchen mit – nur dass unser Märchen, genau wie diese Welt, noch nicht fertig ist ... und wir möglicherweise nicht zu denen gehören werden, die am Schluss nicht gestorben sind und heute noch leben.* Zu den anderen sagte sie: »Wir hatten !Xabbus Nase und seinen Orientierungssinn, obwohl ich zugeben muss, dass ich ein wenig nervös war – für mich sieht es überall gleich aus.«

»Habt ihr was zu essen gefunden?«, fragte Emily. »Ich hab total Hunger. Ich krieg nämlich ein Baby, gelt?«

»Stell dir vor«, sagte Florimel, so dass Renie sich die Entgegnung sparen konnte, »das ist uns tatsächlich schon aufgefallen.«

> Nachdem sie sich einmal dazu durchgerungen hatte, konnte Florimel es anscheinend kaum erwarten, mit ihrer Geschichte anzufangen. Sie hatten sich kaum um die Feuergrube versammelt, da ergriff sie schon das Wort: »Ich bin in München geboren. Anfang der Dreißigerjahre, während des Inneren Notstands. Der Stadtteil, in dem meine Mutter lebte, war ein Industrieslum. Wir wohnten zusammen mit einem Dutzend anderer Familien in einem kleinen ausgebauten Fabrikgebäude. Später wurde mir klar, dass ich es hätte schlechter haben können – viele der Familien waren politisch aktiv, einige Erwachsene wurden sogar von der Polizei wegen irgendwelcher Vergehen am Anfang der Migrantenrevolte gesucht, und ich lernte viel darüber, wie es wirklich in der Welt zugeht. Vielleicht zu viel.«

Sie blickte prüfend in die Runde, ob jemand vielleicht eine Frage stellen wollte, aber Renie und die anderen hatten zu lange darauf gewartet, etwas von dieser fremden Schicksalsgenossin zu erfahren, um sie zu unterbrechen.

Florimel neigte den Kopf und fuhr zügig fort. »Für meine Mutter war es definitiv zu viel. Als ihr Lebensgefährte, der vielleicht mein Vater war und vielleicht auch nicht, während eines Vorfalls umkam, den die Behörden als »Krawall« bezeichneten, aber der eigentlich eher ein Versuch war, große Teile der gesellschaftlichen Randgruppen zusammen-

zutreiben und zu internieren, floh sie ganz aus München und zog in das Elztal im Schwarzwald.

Vielleicht könnt ihr euch noch an den Namen Marius Traugott erinnern – inzwischen ist er schon lange tot. Er war ein geistiger Lehrer, ein holistischer Heiler, ich vermute, man könnte ihn einen Mystiker nennen. Er schwamm auf der esoterischen Welle Ende des vorigen Jahrhunderts ziemlich weit nach oben, erwarb unter der alles privatisierenden Regierung Reutlinger eines der letzten idyllischen Gebiete im Schwarzwald und gründete ein alternatives Zentrum, das er die Harmoniegemeinde nannte.«

»War das eine von ... wie hieß sie noch gleich?« Renie versuchte sich an die Medienberichte zu erinnern. »Hat sie zur Kirche der Sozialen Harmonie gehört?«

Florimel schüttelte den Kopf. »Nein, eigentlich nicht. Einer von Traugotts frühen Schülern spaltete sich von ihm ab und gründete die Sozialharmonistische Armee in den USA, aber wir waren anders, glaub mir – auch wenn viele Leute unsere Harmoniegemeinde natürlich als religiösen Kult bezeichneten. Aber es spielt keine Rolle, wie du es nennst, Kult, Kommune, soziales Experiment. Meine Mutter wurde dafür gewonnen, und als ich erst wenige Jahre alt war, trat sie bei und tauschte ihre spärliche Habe gegen ein schmales Bett in einer Schlafbaracke und einen Platz zu Füßen von Doktor Traugott ein.

Obwohl er sich ausschließlich von Rohkost ernährte, starb Traugott nur wenige Jahre später im Alter von achtzig Jahren. Die Harmoniegemeinde jedoch ging weder ein noch zerfiel sie. Mehrere ihrer Leiter führten sie fort, und sie machte zwar hin und wieder zum Teil recht extreme weltanschauliche Zickzacks durch – als ich ungefähr zwölf war, bewaffnete sich die Gemeinde eine Zeit lang gegen einen befürchteten Schlag des Staates, und irgendwann einmal versuchten einige der mehr mystisch eingestellten Mitglieder, Botschaften zu den Sternen zu senden –, doch alles in allem blieb sie weitgehend so, wie sie unter Doktor Traugott gewesen war. Für mich war sie schlicht und einfach mein Zuhause. Wir Kinder aßen zusammen, schliefen zusammen, sangen zusammen. Unsere Eltern taten das Gleiche – gemeinschaftlich leben, meine ich –, aber die beiden Gruppen waren weitgehend unabhängig voneinander. Die Kinder wurden alle zusammen unterrichtet, wobei das Schwergewicht sehr deutlich auf Philosophie, Gesundheits-

lehre und Religion lag. Es ist nicht sehr verwunderlich, dass ich mich für Medizin zu interessieren begann. Verwunderlich ist eher, dass die Stiftung Harmoniegemeinde mir, als ich alt genug war, tatsächlich ein Studium in Freiburg finanzierte. Ein Faktor wird allerdings gewesen sein, dass die Gruppe der Schulmedizin und von außen kommenden Ärzten misstraute und dass wir bis zu dem Zeitpunkt nur eine einzige Schwester als Pflegekraft für fast sechshundert Leute hatten.

Ich werde euch nicht mit Geschichten darüber langweilen, wie meine Studienjahre mich veränderten. Junge Leute kennen zu lernen, die ihre Mutter nicht ›Schwester in Gott‹ nannten und die ihr Leben lang im eigenen Zimmer im eigenen Bett geschlafen hatten, war wie die Begegnung mit Wesen von einem andern Stern. Erklärlicherweise betrachtete ich meine Sozialisation bald mit anderen Augen als vor meinem Weggang von der Gemeinde, wurde kritischer gegen die mir anerzogenen Überzeugungen, mochte die Wahrheiten von Doktor Marius Traugott nicht mehr fraglos hinnehmen. In Anbetracht dessen überrascht es euch vielleicht, dass ich nach Abschluss meines Studiums dennoch nach Hause zurückkehrte. Obwohl ich keinen Dokortitel besaß, wurde ich mit meiner Ausbildung zur wichtigsten ärztlichen Betreuerin der Harmoniegemeinde.

Ich denke, ich muss euch das erklären, oder ihr werdet es missverstehen, wie es meistens passiert. Es stimmt, dass Traugotts Ideen zum großen Teil Unsinn waren und dass viele der von seinen Lehren und von der Kommune angezogenen Leute zu denen gehörten, die nicht die Kraft und die Wendigkeit besaßen, im großen wirtschaftlichen Existenzkampf draußen mitzuhalten. Aber hieß das, dass sie kein Recht auf Leben hatten? Wenn sie einfältig oder leichtgläubig waren oder es einfach satt hatten, eine Leiter hochzuklettern, die sich schon viele Male als zu schlüpfrig für sie erwiesen hatte, mussten sie deshalb wertlose Menschen sein?

Meine Mutter war nämlich so jemand. Sie hatte zwar dem politischen Straßenkampf bewusst den Rücken gekehrt, aber sie wollte keineswegs stattdessen einfach die Werte der Bourgeoisie übernehmen. Was sie wollte, waren ein Bett, ein sicherer Platz, um ihre Tochter großzuziehen, und die Gesellschaft von Menschen, die sie nicht anschrrien, sie sei dumm oder rückgratlos, bloß weil sie Angst hatte, mit Steinen auf Polizisten zu werfen.

Die Mitglieder meiner Großfamilie in der Gemeinde waren überwiegend freundliche Leute. Sie fürchteten sich vor vielen Dingen, aber die Angst war bei ihnen nicht in Hass umgeschlagen. Noch nicht. Daher machte ich es mir nach dem Studium zur Aufgabe, ihnen zu helfen, und obwohl ich die Regeln und Lehren der Harmoniegemeinde nicht länger blind akzeptierte, setzte ich mich bedenkenlos dafür ein, das Leben ihrer Mitglieder zu verbessern. Und ich verbesserte es tatsächlich, sehr rasch sogar. Ich hatte mich an der Universität mit jemandem angefreundet, dessen Vater Manager in einem großen Unternehmen für Ärzte- und Krankenhausbedarf war, und auf seine Bitten hin – und sehr zu meiner Überraschung – stiftete uns das Unternehmen ein paar hervorragende Apparate.

Es wird Zeit, dass ich zur Sache komme.« Sie schnaubte. »Ich rede ohnehin schon viel zu lange. Ich habe euch nur deswegen von meinem Leben in der Harmoniegemeinde erzählt, weil das meine Person besser erklärt als alles andere. Aber ihr solltet auch wissen, dass meiner Mutter teils durch ihre Erfahrungen in München, teils durch Doktor Traugott eine Furcht vor dem modernen Leben mit seiner totalen Kommunikation und seinen imaginären Welten – kurzum, vor dem Leben des Netzes – eingeimpft worden war. Ich lernte in meiner Studienzeit, frei mit diesem Leben umzugehen, aber ein Teil von mir fürchtete es weiterhin. Es widersprach allem, was man uns zu verehren gelehrt hatte, war das Gegenteil des Rohen, des Unmittelbaren, des *Lebendigen*. Als ich meine stille Rebellion gegen Marius Traugotts Lehren unternahm, stellte ich mich dem, was ich fürchtete, und verbrachte schließlich fast genauso viel Zeit in den Informationswelten wie alle außer den hartnäckigsten Nostalgikern unter meinen Kommilitonen. Als ich in die Harmoniegemeinde zurückkehrte, ließ ich es sogar auf eine Kraftprobe mit dem Gemeinderat ankommen, bei der ich drohte wegzugehen, wenn sie mir nicht wenigstens eine Leitung gestatteten, die eine größere Bandbreite als reine Sprachkommunikation bewältigen konnte. Ich erklärte ihnen, ohne eine solche Leitung könnte ich nicht ihre Ärztin sein, was nur zum Teil stimmte. Mein Erpressungsmanöver hatte Erfolg.

Damit führte ich das Netz in die Harmoniegemeinde ein. Niemand außer mir rührte die Systemstation an, und nach einer Weile legten sich die Befürchtungen des Gemeinderats. Schließlich geriet ihre Existenz fast ganz in Vergessenheit, doch irgendwann musste ich für mein

Vergnügen bezahlen, teuer bezahlen. Aber zu dem Zeitpunkt machte ich nur selten davon Gebrauch, jedenfalls nachdem die Sache ihren anfänglichen Neuheitswert verloren hatte. Ich hielt Kontakt mit ein paar Freunden aus dem Studium. Ich bemühte mich, allgemeinmedizinisch auf dem Laufenden zu bleiben. In seltenen Fällen experimentierte ich mit einigen der anderen Möglichkeiten, die das Netz bot, aber meine Arbeit in der Gemeinde beanspruchte mich sehr. In vieler Hinsicht war ich fast genauso von der modernen Welt abgeschottet wie du, !Xabbu, in deinen jungen Jahren am Okawango.

Was alles veränderte, war mein Kind – und ein Mann namens Anicho Berg.

Meine Mutter kam bei einem Unfall ums Leben – genau wie deine, Renie. Es geschah im Winter, vor zwölf Jahren. Die Heizung in der Baracke, in der sie mit einigen der älteren Harmoniefrauen wohnte, ging defekt, und sie erstickten. Es gibt schlimmere Tode. Danach jedoch regte sich in mir zum ersten Mal das Gefühl, dass meine Mitkommunarden die Familienbindung womöglich doch nicht voll ersetzen konnten, dass mir ohne meine Mutter der tiefe persönliche Bezug zur Welt, ja zu meinem eigenen Leben fehlte. Vielleicht versteht ihr, was ich meine.

Es war nicht sehr fernliegend für eine Frau über vierzig, an ein Kind zu denken. Es war auch nicht schwierig für eine Frau mit einem abgeschlossenen Medizinstudium und der Zuständigkeit für die ärztliche Versorgung einiger Hundert Leute, eine künstliche Befruchtung vorzunehmen. Ich überlegte kurz, ob ich einfach eine meiner eigenen unbefruchteten Zellen klonen sollte, aber ich wollte nicht bloß eine zweite Ausgabe von mir selber. Ich nahm mehrere gesunde Samenproben von verschiedenen Spendern, taute sie auf und mischte sie zusammen.

Obwohl ihre Zeugung so klinisch vonstatten ging, brachte ich meine Tochter Eirene nach Ablauf von neun vollen Monaten zur Welt und in meinen Augen war sie wunderschön, schöner, als ich sagen kann. Dass eine Frau, die ihr ganzes Leben in einer Gemeinschaft verbracht hat, auf einmal ihr Kind eifersüchtig hütet und bewacht, erstaunt euch vielleicht nicht besonders.

Wenn ich weiter in der Harmoniegemeinde leben wollte, musste ich zulassen, dass sie zusammen mit den andern Kindern in die Gemeindeschule ging, und ich hatte nicht den Wunsch wegzugehen – es

war das einzige Zuhause, das ich jemals wirklich gehabt hatte. Aber es war mir wichtig, sie zusätzlich selber zu unterrichten und keine weitgehend unbeteiligte Figur wie meine Mutter zu sein, die mich nur geringfügig liebevoller und vertrauter behandelt hatte als irgendeine der übrigen Schwestern in Gott. Ich war Eirenes *Mutter*, und sie wusste das. Ich sagte es ihr jeden Tag. Sie fühlte es.«

Florimels geraffte Darstellung kam plötzlich unerwartet ins Stocken. Es dauerte einen Moment, ehe Renie begriff, dass die Frau mit den Tränen rang.

»Entschuldigt, bitte.« Es war ihr offensichtlich peinlich. »Wir kommen jetzt zu den Dingen, die zu sagen, ja nur zu erinnern mir sehr schwerfällt.

Anicho Berg war zunächst niemand, vor dem man Angst haben musste. Er war ein dünner, ernster junger Mann, der der Gemeinde schon lange angehörte, seit seiner Jugend. Irgendwann hatten er und ich sogar eine kurze Affäre, aber das hatte wenig zu bedeuten, weil es Liebesbeziehungen außerhalb der Kommune schlicht nicht gab, und obwohl wir keine der Gruppen waren, die die freie Liebe propagierten, war Doktor Traugott auch nicht sexfeindlich gewesen – sein Augenmerk galt nur mehr den Ernährungsgewohnheiten und Verdauungsproblemen der Leute. Wir waren normale, gesunde Menschen. Viele von uns sammelten über die Jahre Erfahrungen, und einige heirateten. Aber Anicho war ehrgeizig und konnte es nicht ertragen, dass so, wie das Leben in der Kommune lief, er nur einer von vielen war. Er baute seine Machtposition im Gemeinderat aus, was nicht schwer war – wenige in der Harmoniegemeinde hatten irgendwelche Machtgelüste. Hatten wir nicht der Welt, wo solche Dinge wichtig waren, den Rücken gekehrt? Aber indem wir uns zu einer friedfertigen Schafherde machten, übten wir vielleicht eine unwiderstehliche Anziehung auf einen gerissenen Wolf aus. Und genau das war Anicho Berg.

Ich werde diesen Teil der Geschichte nicht weiter ausdehnen, denn er ist traurig und das Ende absehbar. Die von euch wie Martine, die die Nachrichtennetze verfolgen, haben möglicherweise sogar von dem unrühmlichen Ende der Harmoniegemeinde gehört. Es kam zu einer Schießerei mit der Polizei, bei der mehrere Leute starben, darunter auch Berg; mehrere andere wurden verhaftet. Ich war nicht dabei – Berg und seine Kohorten hatten mich und Eirene Monate vorher vertrieben.

Ironischerweise machte Anicho damit Stimmung gegen mich, dass er mir den Besitz von Netzgeräten vorwarf – was machte ich, wollte er wissen, spät nachts, wenn die andern in der Kommune schliefen? Strom verbrauchen, mit Fremden kungeln, und bestimmt nicht mit guten Absichten, sollte das bedeuten. Ich muss leider sagen, dass in dem Klima, das er und seine Freunde schufen, meine Mitkommunarden das glaubten.

Ich rede schon wieder länger, als ich eigentlich wollte. Wahrscheinlich weil ich so lange geschwiegen habe. Ich hatte das alles beinahe vergessen, ganz als wären diese Dinge einer Fremden widerfahren. Aber jetzt, wo ich davon spreche, sind die Wunden wieder frisch.

Was ich natürlich machte und was rasch mein ganzes Leben übernahm, war nur eines: Ich versuchte herauszufinden, was mit meiner Tochter passiert war. Denn wie so viele andere, das wissen wir ja inzwischen, war sie plötzlich von einer unerklärlichen Krankheit befallen worden. Ich hatte zunächst keine Ahnung, dass es irgendwie mit dem Netz zusammenhängen könnte, denn ich war der Meinung, sie hätte meinen Anschluss immer nur unter meiner Aufsicht benutzt. Ich war so dumm, und dass ich diese bittere Einsicht mit vielen viel beschäftigten Eltern teile, wie ich jetzt weiß, macht den Schmerz nicht geringer. Eirene konnte der Versuchung nicht widerstehen, und wenn ich auf Visite ging, nutzte sie die Zeit, um die virtuellen Welten jenseits der Gemeindemauern zu erforschen. Erst später, als ich die Buchungen auf meinem Benutzerkonto überprüfte, entdeckte ich, wie weit sie umhergeschweift war. Aber anfangs wusste ich nur, dass meine Tochter etwas so Jähes und Brutales wie einen Schlaganfall erlitten hatte und dass Ärzte, die weitaus kompetenter waren als ich, ihr nicht helfen konnten.

Aber während ich so gezwungen war, meine Kontakte zu Krankenhäusern und Klinikärzten und neuromedizinischen Spezialisten immer weiter auszudehnen, hatten Berg und andere damit begonnen, in den Mitgliedern unserer Kommune die Angst vor der Außenwelt zu schüren. Ich nehme an, so was passiert einfach in abgeschlossenen Gemeinschaften. Selbst große, offene Gesellschaften werden hin und wieder von Paranoiewellen erfasst, aber eben weil sie groß und offen sind, vergeht die Paranoia gewöhnlich wieder. In einer eingeschworenen Gruppe wie der Harmoniegemeinde jedoch kann die Paranoia immer weiterschwelen, vor allem, wenn sie von einigen angefacht wird, bis



schließlich die Flammen aus der Glut schlagen. Berg und seine treuesten Gefolgsleute, viele davon junge Männer, die erst in den Monaten unmittelbar davor eingetreten waren, nahmen die einflussreichen Leute aufs Korn und wollten sie zwingen, sich entweder Berg anzuschließen oder sich ruhig zu verhalten. Unter anderen Umständen hätte ich mich dagegengestellt, hätte vielleicht sogar den Widerstand angeführt, um mir den Ort, der schließlich mein Zuhause war, zu erhalten. Aber ich konnte mich um nichts Anderes mehr kümmern als darum, Heilung für Eirene zu finden. Tag für Tag und oft die ganze Nacht durchkämmte ich stundenlang das Netz – und nach zwei Jahren gelangte ich auf diesem Wege schließlich in die Scheinwelt der Atascos.

Aber lange davor musste ich erleben, wie sich mein Zuhause bis zur Unkenntlichkeit verwandelte. Als ich mir irgendwann ernstliche Sorgen um meine Sicherheit machen musste – das heißt, weniger um meine als um die von Eirene –, verließ ich die Harmoniegemeinde.

Das klingt jetzt einfacher, als es war. Mittlerweile fürchtete ich mich vor Anicho Berg, und ich traf ziemlich gründliche Vorkehrungen, damit niemand etwas von meiner Flucht merkte, bevor ich weg war, und verwischte auch meine Spuren, so gut ich konnte. Ich wurde natürlich sofort als Verräterin gebrandmarkt, umso mehr, als ich einen Großteil der teuren medizinischen Apparate mitnahm, aber ich hatte keine Wahl, denn ich holte auch Eirene aus dem Stadtkrankenhaus heraus, um mich selbst um sie kümmern zu können, sobald wir untergetaucht waren. Wir zogen nach Freiburg, dem einzigen anderen Ort, den ich kannte und wo ich mir recht gute Chancen ausrechnete, keinen Harmonieleuten zu begegnen. Was ich nicht wusste, war, dass im Zuge der immer höher schlagenden Paranoia in der Gemeinde Anicho Berg meine Flucht dazu benutzte, mich als überführte Spionin hinzustellen. Als Berg von der Polizei in einem Kampf erschossen wurde, der anfangs kaum mehr als eine Landnutzungskontroverse war, sich aber rasch zu einem kleinen Krieg auswuchs, waren mehrere seiner Anhänger, die kurz vor der Kapitulation entkommen konnten, davon überzeugt, dass ich sie an den Staat verraten hatte.

Seit der Zeit also halte ich mich versteckt, mittlerweile nicht mehr in Freiburg, sondern in Stuttgart, wo ich sehr spärliche Kontakte zur Außenwelt habe. Ich weiß nicht, ob Bergs Anhänger noch Jagd auf mich machen, weil ich in ihren Augen am Tod ihres Führers schuld bin, aber

es sollte mich wundern, wenn sie aufgegeben hätten – sie sind geistig nicht sehr beweglich und nicht gerade offen für neue Ideen, zumal wenn der Abschied von den alten Ideen das Eingeständnis bedeuten würde, dass sie irregeleitet wurden.

Ich kann daran nichts ändern. Ich kann höchstens noch etwas an Eirenes Zustand ändern. Wenn nicht, gibt es für mich keinen Grund mehr, noch weiterzuleben ... aber ich werde vor meinem Tod wenigstens alles daransetzen, den Leuten, die ihr das angetan haben, ins Gesicht zu spucken.«

Das dramatische Ende von Florimels Schilderung machte alle sprachlos und betroffen. Renie fühlte sich von der Heftigkeit der Deutschen seltsam beschämt, so als ob dadurch die Ernsthaftigkeit, mit der sie darum rang, die Krankheit ihres Bruders aufzuklären, in Zweifel gezogen worden wäre.

Eine Sache aber machte sie stutzig. »Wenn du dich versteckt hältst«, fragte Renie schließlich, »wenn du befürchten musst, dass diese Leute immer noch hinter dir her sind, warum hast du uns dann deinen Namen gesagt?«

»Ich habe dir nur einen Vornamen gesagt«, erwiderte Florimel und zog dann eine Miene, die halb finster und halb belustigt war. »Und was macht dich überhaupt so sicher, dass das mein richtiger Name ist? Hast du deinen richtigen Namen benutzt, als du mit dieser Suche im Netz angefangen hast? Wenn ja, dann sinkst du leider in meiner Achtung.«

»Nein, natürlich nicht«, bekannte Renie widerwillig.

Die kleine Emily beugte sich mit großen Augen vor. Sie hatte Florimels Geschichte viel aufmerksamer verfolgt, als irgendjemand es erwartet hätte. Dennoch fragte sich Renie, was eine, die anscheinend das Leben nur aus einer Simulation des Netzwerks kannte, mit so einer Schilderung anfangen konnte. Doch die Frage des Mädchens traf ins Schwarze. »Was ist mit deinem Kind? Wie konntest du deine Tochter allein lassen?«

Florimel, die die jüngste Vergangenheit des Mädchens aus Renies Berichten über die Neue Smaragdstadt kannte, blickte Emily an, als könnte sie die Ursache ihres Interesses vermuten. »Meine Tochter?« Sie zögerte. Als sie nach einer Weile weitersprach, war ein innerer Schutzwall gefallen, und einen Moment lang waren das Leid und die Verletz-

lichkeit selbst auf ihrem Simgesicht deutlich zu erkennen. »Ich habe sie nicht allein gelassen. Ich sagte ja, dass ich bei der Flucht aus der Harmoniegemeinde meine Anlage mitgenommen habe. Es ist eine sehr gute Anlage. Eirene ist mit mir verbunden, wir hängen am selben telematischen Anschluss. Wir sind über eine Direktleitung an dieses Netzwerk angekoppelt. Ich weiß also wenigstens, wo sie ist – dass sie lebt. Ich kann sie in ihrem furchtbaren Schlaf fühlen, und ... und sie ist immer bei mir ...« Florimel deckte eine zitternde Hand über ihr Gesicht.

Martine brach das lange, mitfühlende Schweigen. »Ich habe eine zweite Person gespürt«, sagte sie leise. »Ich habe mich gefragt, wie das sein kann, und ehrlich gesagt war das alles so neu für mich, dass ich nicht wusste, ob ich recht hatte, aber ich habe von Anfang an noch eine Person bei dir gespürt.«

»Dort, wo sich mein wirklicher Körper befindet, liegt sie neben mir, in meinen Armen.« Florimel sah zur Seite, um den Blicken der anderen nicht zu begegnen. »Die Apparate halten unsere Körper gesund, unsere Muskeln intakt. Ja, Eirene ist bei mir.« Sie holte tief Luft. »Und wenn sie mich verlässt ... werde ich es merken ...«

Es waren ausgerechnet T4b und Emily, die sie tröstend berührten. Florimel sträubte sich nicht, aber sie nahm sie auch mit keiner Geste zur Kenntnis. Nachdem vielleicht eine halbe Minute wortlos verstrichen war, stand sie auf und ging vom Feuer weg in die unvollendete Landschaft hinaus, bis sie nur noch eine kleine, dunkle Gestalt vor dem ewigen Grau war.

Nach Florimels Geschichte war es schwer, überhaupt einen Ton aus T4b herauszubringen. Er beantwortete Renies Fragen zunächst nur lustlos und einsilbig. Ja, er heiße Javier Rogers, wie die Stimme der Verlorenen angegeben hatte, habe aber den Namen nie gemocht. Ja, er wohne in einer Vorstadt von Phoenix, aber eigentlich komme er aus So-Phi – er sprach es wie den Mädchennamen aus –, aus South Phoenix, Central Avenue, von der Straße.

»Bin kein seyi-lo Bürgerbubi«, erklärte er nachdrücklich.

Nach weiterem Nachbohren kam Stück für Stück in zerhacktem Goggleboyslang eine recht absonderliche und spannende Geschichte heraus. Trotz seines Namens war er ein Hopi-Halbblut, dessen Mut-

ter sich als junge, im Reservat lebende Frau in einen Lkw-Fahrer verliebt hatte. Ihr Entschluss, mit dem Mann durchzubrennen, war mit ziemlicher Sicherheit das letzte romantische Ereignis in ihrem Leben gewesen: Sie und ihr Freund hatten bald darauf den Abstieg in Alkohol und Drogen angetreten, mit gelegentlichen kurzen Unterbrechungen durch auf die Welt kommende Kinder, von denen Javier das erste gewesen war. Nach Dutzenden von Vorkommnissen, wiederholten Misshandlungen von Frau und Kindern unter Drogeneinfluss, kleinen Verbrechen und Beschwerden der Nachbarn, hatte das Jugendamt eingegriffen und die Rogerskinder ihren Eltern weggenommen. Mama und Papa Rogers schienen es kaum zu registrieren, dazu waren sie zu sehr damit beschäftigt, in ihrer Abwärtsspirale weiterzutrudeln. Die Kinder waren zu einer Pflegefamilie gekommen, die Javier nicht leiden konnte, und nach mehreren Zusammenstößen mit ihrem neuen Pflegevater war er weggelaufen.

Danach war er einige Jahre lang mit hispanischen und indianischen Goggleboygangs durch die Straßen von South Phoenix gezogen, vor allem mit einer, die sich nach einem altamerikanischen Stamm in Arizona, der noch vor den Hohokam gekommen war, Los Hisatsinom nannte, »die Alten«. Die Gang hatte eine große alte Multiworx-Station von Kittapong in einer leer stehenden Innenstadtwohnung, und sie hingen alle reichlich am Netz. Los Hisatsinom hatte einen leicht mystischen Einschlag, den T4b nur mit den Worten beschreiben konnte, »Fen vom Tiefsten, Mann, tiefer geht's nicht«, aber sie gingen auch der sehr viel pragmatischeren Tätigkeit nach, Ausschuss- oder Demokassetten von mexikanischen Chargefabriken zu kaufen, über die Grenze zu schmuggeln und auf dem Gearschwarzmarkt von Phoenix und Tucson zu verschieben.

So war es beinahe zwangsläufig (auch wenn er das deutlich nicht so sah), dass T4b irgendwann verhaftet wurde, »auf 'nem kleinen Hit«, wie er es ausdrückte. Die Polizei hielt ihn an, als er gerade einen Lieferwagen voll gestohlener Ware fuhr, obendrein ohne den mildern- den Umstand eines Führerscheins. Weil er minderjährig war, kam er eine Zeit lang in eine Jugendstrafanstalt und anschließend nicht wieder in eine Pflegefamilie, sondern in eine spezielle offene Anstalt für straffällige Jugendliche. Als diese Maßnahmen einigermaßen gegriffen hatten und er ein halbes Jahr weitgehend sauber und unauffällig geblie-

ben war, wurde er freigelassen und unter die Vormundschaft seiner Großeltern väterlicherseits gestellt, eines Paares im fortgeschrittenen Alter, das ihren Enkel in zehn Jahren nur einmal gesehen hatte. Oma und Opa Rogers hatten sich zu spät um die Vormundschaft für die jüngeren Kinder bemüht, und als sie damit gescheitert waren, hatten sie stattdessen Javier als eine Art Trostpreis bekommen. Sie wussten nicht so recht, was sie mit einem Goggleboy anfangen sollten, der von der Kopfhaut bis zu den kleinen Zehen fantasievolle Leuchtstoffmuster unter der Haut hatte, vom Vorstrafenregister ganz zu schweigen, aber sie machten das Beste daraus. Sie steckten ihn wieder in die Schule und kauften ihm eine preiswerte Konsole, damit er seine Datenzapffähigkeiten nutzbringend anwenden, vielleicht eines Tages sogar beruflich verwerten konnte.

Es wurde rasch deutlich – und hierüber äußerte sich T4b zum ersten Mal ausführlich, wenn auch wie immer etwas verquast –, dass er ein Naturtalent war. (»Megaklasse Netzhäcker«, lautete seine Selbstbeschreibung.) Seine Großeltern gewannen den Eindruck, ihr Experiment könnte womöglich gelingen. Natürlich war die Sache nicht ganz problemlos – eine der Hauptattraktionen des Netzes war, dass er weiter mit seiner alten Bande herumziehen konnte, wenn auch bloß virtuell –, aber es war durchaus so, dass der junge Javier auf einmal ein Gefühl von Freiheit und offenen Möglichkeiten erlebte, das ihm vorher unbekannt gewesen war. »Zombig bombig«, nannte er die Erfahrung geradezu poetisch. Aber wie er im Weiteren ausführte, wurde das Netz erst dann zu seinem fast ausschließlichen Lebensinhalt, als eine mysteriöse Krankheit seinen Freund Matti erwischte.

»Das höre ich zum ersten Mal, dass jemand deines Alters von dem Online-Virus der Gralsbruderschaft, oder was es sonst sein mag, befallen wird«, bemerkte Florimel. »Von der Sache, an der auch meine Eirene erkrankt ist.«

»Und?«, entgegnete T4b barsch. »Meinste, ich dupp?« Seine unveränderliche Maske mit der grimmigen Miene eines Kabukikriegers und sein eng anliegender, stacheliger Ganzkörperpanzer machten es schwer, den Namen Javier mit ihm zusammenzubringen, aber man konnte darunter sehr wohl das unsichere Straßenkind spüren.

*Im Grunde, dachte Renie, tragen sie sowieso alle das gleiche Kostüm. Ob sie aus meiner Straße in Pinetown kommen oder aus »So-Phi«, oder*

*wie das heißt, die meisten von ihnen sind derart gepanzert, dass sie sich kaum noch bewegen können. Nur dass man es hier in der VR tatsächlich sehen kann.*

»Ich meine gar nichts«, sagte Florimel ruhig. Jetzt, wo sie endlich ihre Geschichte erzählt hatte, war die vorherige Schroffheit zu einem Gutteil von ihr abgefallen; sie klang, fand Renie, beinahe menschlich. »Ich versuche nur, Informationen zu bekommen, die für uns alle wichtig sein könnten. Wie alt war dieser Matti, als das passierte?«

T4b starrte sie an und wandte sich dann abrupt ab, wobei er sich in Sekundenschnelle von einem furchterregenden Roboter in ein Kind im Stachelkostüm verwandelte. Renie fragte sich, ob es nicht angebrachter wäre, sich nach *seinem* Alter zu erkundigen.

»Bitte antworte. Es könnte uns helfen, T4b«, sagte Martine. »Wir sind alle aus denselben Gründen hier, oder wenigstens sind wir alle denselben Gefahren ausgesetzt.«

T4b nuschelte etwas.

»Was?« Renie bezähmte den Drang, ihn zu schütteln, in erster Linie deshalb, weil es kaum gefahrlos anzufassende Stellen an ihm gab. Sie hatte es noch nie vertragen, wenn die Leute Katz und Maus mit ihr spielten. »Wir verstehen dich nicht.«

In T4bs ruppigem Ton klang die Scham durch. »Neun. Erst neun. Aber da war nix säuisch dran – nicht wie bei diesem William. Bin kein Babysexe, äi.«

»William hat gesagt, dass er nichts Unrechtes gewollt und getan hat«, warf Martine mit einer derart begütigenden Stimme ein, dass Renie unwillkürlich nicken musste. »Ich habe ihm geglaubt. Und dir glaube ich auch.«

Renie meinte, von Florimels Mund die Worte *Ich nicht* ablesen zu können, aber sie wurde von T4bs Reaktion abgelenkt.

»Ihr rafft das nicht.« Er griff sich eine Handvoll der unirdischen Erde und zerquetschte sie in seiner servomotorischen Faust zu durchsichtigem Pulver. »Matti, der war cräsh, hat mehr draufgehabt als ihr alle. Hier, da, überall ist der rein im Netz. Für 'nen Mikro war der extramax. Was den erwischt hat, muss megatransmäßig gewesen sein. Also hab ich mich voll bematrixt und bin los, ihn suchen.« Es folgte eine Beschreibung seiner Suchaktion im ganzen Netz, die Monate gedauert haben musste und darin gipfelte, dass er in der Nähe einer Ehrenmauer

in einem VR-Park, in dem sich die jüngsten Goggleboys wie Matti tummelten, eines von Sellars' goldenen Juwelen entdeckte.

Renie fragte sich, ob Javier Rogers' Großeltern reich waren, und wenn nicht, wie er es sich leisten konnte, so lange online zu bleiben; sie hätte auch gerne gewusst, wer sich im Augenblick um T4bs physischen Körper kümmerte. Plötzlich meldete sich Emily mit einer Frage, die Renie selbst hin und wieder auf der Zunge gelegen hatte.

»Sag mal«, erkundigte sich die junge Frau in halb verächtlichem, aber auch ein ganz klein wenig kokettem Ton, nachdem sie T4b seit seiner Rückkehr wie einen Aussätzigen behandelt hatte, »was willst du eigentlich darstellen? Einen Raumfahrer oder so was?«

Florimel hatte alle Mühe, nicht laut loszuprusten.

»Raumfahrer?«, fragte T4b aufs höchste empört. Es war ein Wort aus der Mottenkiste, und er wiederholte es, als ob sie ihn gefragt hätte, ob er Bauer oder Straßenkehrer sei. »Bin kein seyi-lo Raumfahrer. Das issen Kampfanzug Manstroid D-9 Screamer, wie in *Boyz Go 2 Hell!*« Er blickte sich um, aber keiner wusste damit etwas anzufangen. »*Boyz Go 2 Hell?*«, versuchte er es noch einmal. »Mit den Schrecklichen Schredern und den Ätzfetzern ... irgendwie ...«

»Falls das ein interaktives Spiel ist«, sagte Renie, »hast du mit uns die Falschen erwischt. Wenn Orlando und Fredericks hier wären, wüssten sie sicher Bescheid.«

»Kennen nicht mal Manstroid Screamer ...«, murmelte er und schüttelte seinen großen behelmten Kopf.

»Ich habe auch eine Frage«, schaltete sich !Xabbu ein. »Ist diese Maske das einzige Gesicht, das du hier hast, oder hast du noch eines darunter?«

T4b starrte ihn an wie vom Donner gerührt. »Drunter ...?«

»Unter der Maske«, sagte Florimel. »Hast du überhaupt schon mal versucht, sie abzunehmen?«

Er hatte sich zu ihr umgedreht, aber reagierte nicht auf ihre Worte, sondern blickte nur wie im Traum durch sie hindurch. Schließlich fassten seine dornenbewehrten Hände langsam nach den ausgestellten Seiten der Kampfmaske und fuhren suchend an den blanken Rändern entlang, bis ein Finger in einen Schlitz unter einem der flossenartigen Gebilde glitt. Er fand den entsprechenden Schlitz auf der anderen Seite und drückte in beide. Es machte laut klick, dann klappte

das Vorderteil der Maske auf wie das Visier eines mittelalterlichen Ritters.

Das Gesicht, das dahinter hervorguckte, war das eines braunhäutigen Jugendlichen mit langen schwarzen Haaren und weit aufgerissenen Augen. Selbst die runenartigen Muster unter der Haut, die schwach leuchtend auf Backen, Hals und Stirn prangten, konnten nicht verhehlen, dass es ein ganz normales, denkbar unspektakuläres Gesicht war. Renie zweifelte nicht daran, dass sie eine sehr überzeugende Simulation des echten Javier Rogers vor sich sah.

Nach wenigen Sekunden hielt T4b dem Druck ihrer versammelten Blicke nicht mehr stand und klappte die Maske wieder zu.

> Das Feuer war heruntergebrannt. Sie hatten geredet und geredet, bis sie in einen Zustand surrealer Zeitlosigkeit verfallen waren, wie er selbst in dieser Umgebung ungewöhnlich war.

»... Damit stehen wir also vor folgender Alternative«, sagte Renie gerade abschließend: »Sollen wir diesen Ort erforschen und schauen, ob wir einen Ausgang finden? Oder suchen wir nach dem Feuerzeug, das ... ich wollte schon sagen Quan Li, aber natürlich war es nicht Quan Li. Suchen wir also stattdessen nach dem Feuerzeug, mit dem wir eine Chance hätten, auf unsere Umwelt einzuwirken?«

»Suchen, wie soll'n das gehen?«, fragte T4b. Wie bei Florimel schien sich sein rauher Ton nach dem Bekenntnis etwas gemildert zu haben. Sogar sein demonstrativ unverständlicher Goggleboyjargon hatte sich der normalen Ausdrucksweise ein wenig angenähert. »Wir bräuchten eins, um eins zu finden.«

»Vielleicht auch nicht.« Renie wandte sich !Xabbu zu. »Deshalb hab ich dich das Gateway für dieses Monster öffnen lassen. Ich hatte die Hoffnung, wenn es klappt, würdest du es dir vielleicht merken können. Meinst du, es besteht Aussicht, dass du dieses Gateway wiederfindest? Indem du ... tanzt oder sonst irgendwas machst?«

!Xabbu blickte bekümmert drein, ein eigenartig natürlicher Gesichtsausdruck für eine runzlige Pavianstirn. »Ich fand es schon mit dem Feuerzeug in der Hand schwer genug, Renie. Und ich sagte dir bereits, das Tanzen, das Suchen nach Antworten ist nicht so, wie wenn du etwas mit der Post bestellst. Es gibt keine Liefergarantie.«



»Es gibt heutzutage auf gar nichts mehr eine Garantie.« Sie konnte dabei nicht einmal lächeln.

»Ich wüsste vielleicht etwas.« Martine sprach langsam. »Ich habe manches gelernt, seitdem ich an diesem Ort bin und seit !Xabbu und ich durch das Zugangsgerät ... eine Verbindung aufbauen konnten, kann man vermutlich sagen. Möglicherweise können wir gemeinsam das Gateway wiederfinden und es öffnen.« Sie richtete ihre blinden Augen auf Renie. »Ich denke, es wäre ein ziemliches Glücksspiel, aber warum nicht, wenn ihr alle zum Spielen aufgelegt seid. Die Alternativen sind ohnehin spärlich genug.«

»Lasst uns abstimmen.« Ein Blick auf die Gesichter ihrer Gefährten erweichte Renie. »Wenn ihr nicht zu müde seid, heißt das. Wahrscheinlich können wir auch bis morgen warten.«

»Können wir nicht auf jeden Fall warten?«, fragte Martine. »Wäre es nicht geraten, diesen ungewöhnlichen Teil des Netzwerks als Erstes zu erforschen, egal, was wir tun?«

»Aber wenn wir warten, geben wir diesem Bastard eine größere Chance zu entkommen«, wandte Renie ein. »Ganz zu schweigen davon, dass du und !Xabbu den Einblick, den ihr gewonnen habt, verlieren könntet, ihn einfach vergessen könntet. So als wolltet ihr euch an den Namen eines Fremden erinnern, den ihr drei Tage vorher gehört habt.«

»Ich weiß nicht, ob das ein guter Vergleich ist«, sagte Martine, »aber vielleicht ist an dem, was du sagst, etwas dran.«

»Na schön, Renie«, meinte Florimel mit amüsierter Resignation in der Stimme. »Du gibst sowieso keine Ruhe, bevor du nicht deine Abstimmung bekommen hast. Ich denke, ich weiß, wie du und !Xabbu euch entscheiden werdet. Ich für mein Teil bin dafür, dass wir hier bleiben, bis wir mehr über diesen Ort wissen.«

»Aber ...«, setzte Renie an.

»Reicht es nicht, dass wir abstimmen?«, fragte Florimel. »Musst du auch noch die Leute niederreden, die nicht deiner Meinung sind?«

Renie zog die Stirn kraus. »Du hast recht. Tut mir leid. Also, stimmen wir ab!«

»Ich will auch abstimmen«, sagte Emily plötzlich. »Ich weiß, dass ich nicht zu eurer Gruppe gehöre, aber ich habe sonst nichts und niemand, und ich will mitstimmen.« Es klang, als wäre es ihr Herzenswunsch.

Renie war nicht wohl bei dem Gedanken, einer Person, die womöglich nicht einmal ganz real war, gleiche Rechte wie allen anderen einzuräumen. »Aber, Emily, du weißt vieles nicht, was wir wissen – du hast nicht all das durchgemacht...«

»Sei nicht so fies!«, rief das Mädchen. »Ich hab alles gehört, was ihr gesagt habt, seit wir hier sind, und ich bin nicht doof.«

»Lass sie«, grollte T4b. Die Peinlichkeit, dass er allen sein nacktes Gesicht gezeigt hatte, schien überstanden zu sein. »Hältst du dich für was Besseres oder was?«

Renie seufzte. Sie hatte kein Verlangen danach, Emilys möglichen Status näher zu diskutieren, denn das hätte vor dem Mädchen selbst geschehen müssen. »Was haltet ihr andern davon, dass Emily mit abstimmt?«

Florimel und Martine nickten langsam. »Erinnere dich an das, was ich gesagt habe, Renie«, bemerkte !Xabbu leise.

*Nämlich dass sie seiner Meinung nach real ist*, dachte Renie. *Das sollte ich lieber nicht vom Tisch wischen – es kommt nicht oft vor, dass er sich irrt.* »Also gut«, sagte sie. »Was meinst du, was wir tun sollten, Emily?«

»Abhauen«, erwiderte das Mädchen prompt. »Ich find's grässlich hier. Irgendwie nicht normal. Und es gibt nichts zu essen.«

Renie musste sich eingestehen, dass sie sich gegen eine Stimme zu ihren Gunsten gesträubt hatte, aber ihre Bedenken gegen die Wählerin waren dennoch nicht ganz ausgeräumt. »Gut. Wer jetzt?«

»Ich neige leider eher zu Florimels Ansicht«, meldete sich Martine. »Ich muss mich ausruhen – wir haben eine furchtbare Zeit hinter uns.«

»Das haben wir alle!« Renie bremste sich. »'tschuldigung. Mir sind wieder die Pferde durchgegangen.«

»Das war auch meine Überlegung«, sagte Florimel zu Martine. »Ich will noch nicht irgendwo anders hin, und sei es nur deshalb, weil ich erst wieder zu Kräften kommen muss. Vergiss nicht, dass ihr schon einen Tag länger hier seid als wir, Renie. Vielleicht wenn wir andern uns ein wenig erholen konnten und uns hier ein wenig umgetan haben...«

»Damit kommen wir zu dir, T4b.« Renie wandte sich der stacheligen, im Feuerschein funkelnden Gestalt zu. »Wofür bist du?«

»Fen, die Dupse wollt uns exen! Sie schnappen und schrotten, da bin ich für.« T4b ballte eine gepanzerte Faust. »Die darf uns nicht durch die Lappen gehn, äi.«

»Ich hab meine Zweifel, dass es eine ›Sie‹ ist«, sagte Renie, aber im Stillen war sie zufrieden: Damit waren vier gegen zwei dafür, hinter dem Spion – vor allem hinter Azadors Feuerzeug – herzujagen. »Das war's dann wohl.«

»Nein.« !Xabbu hob eine kleine Hand. »Ich habe meine Stimme noch nicht abgegeben. Florimel ging davon aus, dass ich für dich stimmen würde, Renie. Aber das tue ich nicht.«

»N-nicht?« Wenn er erklärt hätte, er und nicht Quan Li sei der mörderische Fremde, wäre sie fast genauso überrascht gewesen.

»Wenn ich mir unsere Freunde anschau, sehe ich, dass sie sehr müde sind, und ich finde, sie sollten sich ausruhen, bevor wir uns in die nächste Gefahr stürzen. Aber mehr noch, Renie, graut mir vor dem Menschen, der sich hinter Quan Lis Gesicht verbarg.«

»Ist doch klar«, sagte Renie. »Meinst du, mir graut nicht davor?«

!Xabbu schüttelte den Kopf. »Das meine ich nicht. Ich ... fühlte etwas, sah etwas. Mir fehlen die Worte dafür. Aber es war, als ob ich für einen Moment den Atem der Hyäne aus den alten Sagen spürte, oder noch Schlimmeres. Eine tiefe, gierige Finsternis wohnt in dem Menschen, wer es auch sein mag. Ich möchte ihm nicht in die Arme laufen. Jedenfalls noch nicht, nicht ehe ich darüber nachdenken kann, was ich gesehen habe, gefühlt habe. Ich bin dafür, dass wir warten.«

Renie war gründlich verdattert. »Das ... das heißt, es steht drei zu drei ... Was machen wir also?« Sie kniff die Augen zusammen. »Ist das jetzt genauso, wie wenn ich überstimmt worden wäre? Das fände ich nicht fair.«

»Sagen wir doch lieber, dass wir bald noch einmal abstimmen.« Martine tätschelte Renie die Hand. »Vielleicht sieht die Welt ganz anders aus, wenn wir mal eine Nacht durchgeschlafen haben.«

»Nacht?« Florimel lachte trocken. »Da verlangst du zu viel, Martine. Aber einfach schlafen wird's auch tun.«

Martines Lächeln war traurig. »Sicher, Florimel. Ich vergesse manchmal, dass es für andere nicht immer Nacht ist.«